Tropfen im Meere.

Novellen

von

Egon Fels.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, welche die geringsten Spuren des Lesens tragen, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Tropfen im Meere.

Dritter Band

Tropfen im Meere.

Novellen

von

Egon Fels.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/tropfenimmeere31fels

RBR
Jantz
#1034
Bd. 3

Jesuitenränke.

(Fortsetzung.)

Ermüdet vom Schauen der Fülle von herrlichen Gemälden in der Galerie des Vatican, luſtwandelte man ſpäter unter den dichten Baumſchatten ſeiner herrlichen Gärten.

Im langſamen Vorwärtsſchreiten kam man an einer jungen Traſteverinerin vorüber, die maleriſch hingegoſſen auf einer der Bänke halb ſaß, halb lag und mit der ganzen Ungenirtheit einer Italienerin, denen das Natürliche auch als das Anſtändige zu gelten pflegt, unter Jedermanns Augen ihrem nur von einem ſchneeweißen Hemdchen bekleideten, etwa ein Jahr alten Knaben die Bruſt reichte.

Von der reizenden Gruppe gefeſſelt blieb die Gräfin ſtehen, ihre Augen wurzelten mit ſehnſüchtiger Bewunderung auf den ſonnengebräunten, von Geſundheit ſtrotzenden Gliedern des Kindes, das mit klugen Augen zu ihr aufblickte, ſich aber

in seinem Genusse keineswegs stören ließ. Die Mutter hingegen schien es nicht einmal zu ahnen, daß sie beobachtet wurde, denn ihr strahlender Blick verließ das an ihrem Busen ruhende Kind nicht und der glückliche Ausdruck ihrer Mienen zeigte deutlich, mit welcher Mutterwonne sie ihren süßen Pflichten nachkam.

„Glückliche Mutter!“ seufzte die Gräfin endlich und ihre volle Börse zu den Füßen der ärmlich gekleideten Frau in den dort stehenden Korb gleiten lassend, wendete sie sich den in geringer Entfernung auf sie wartenden Herren wieder zu. Der Pater hatte sie mit der lebhaftesten Theilnahme beobachtet, während der Graf abgewendet nach einer andern Richtung hinblickte. Er ging solchem Anblick, welcher die nimmer in ihm ruhende Sehnsucht nach einem Erben allzu schmerzvoll in noch höherem Grade erregte, stets so viel als möglich aus dem Wege.

Als er seine Gemahlin mit zur Erde gesenktem Blick wieder auf sich zukommen sah, ging er ein wenig voraus und überließ es dem Pater, sie vollends zu erwarten.

Mit Absicht fragte dieser: „Möchten Sie solchen Glückes nicht auch theilhaft werden, erlauchte Frau?“

Sie erhob die thränenschweren Augen zu ihm und erwiederte vorwurfsvoll: „Welch' grausame Frage! — Wo wäre das Weib zu finden, welches nicht mit heißer, nie ruhender Sehnsucht nach den Mutterfreuden verlangte? Meine Unfruchtbarkeit ist der größte mir stets gegenwärtige Schmerz meines Lebens. — Warum nur die Armen vorzugsweise in reichstem Maße dieses Segens genießen?" — setzte sie gedankenvoll hinzu. „Diesen Leuten gilt das oft als Last, was von uns mit unablässigem Sehnen umsonst begehrt oder, wenn uns gewährt, uns der reichste unserer Schätze dünken würde."

„Wer weiß es! Vielleicht sind diese Armen solchen Glückes würdiger. — Wahrer Glaube, echte Frömmigkeit wohnt weit öfterer in den Hütten der Armen als in den Palästen der Reichen. Sie, erlauchte Frau, ersehnen das Gnadengeschenk eines Kindes, haben Sie sich auch schon gefragt, ob Sie solchen Geschenkes würdig sind?"

Stolz und verletzt bis in die tiefste Seele von der Dreistigkeit dieser Antwort, wollte die Gräfin auffahren, doch er fuhr unbeirrt von von ihrem Zorn weiter fort in dringend mahnendem Tone zu sprechen:

„Wäre die unsterbliche Seele des Kindes bei

Ihnen, der Freidenkerin, in guter Hut? Sind Sie gewiß, ob Gott nicht allein nur deshalb zögert, Ihnen den ersehnten Kindersegen zu gewähren, weil er nicht will, daß Sie noch eine reine Seele in den Abgrund des Unglaubens, dem Sie unaufhaltsam zutaumeln und der Sie dem ewigen Verderben überantworten muß, hinabreißen sollen? O erlauchte Frau!" fuhr er fort, und sein Ton wurde beschwörend — „gehen Sie in sich, prüfen Sie sich reiflich und kehren Sie um auf diesem abschüssigen Wege, werfen Sie alle Forschung, alle Klügelei von sich, kehren Sie zu Ihrem Kinderglauben zurück, wollen Sie nicht Alles erforschen, Alles wissen, zweifeln Sie nicht an Allem, was Ihr Verstand nicht begreifen, Ihre Augen nicht sehen können. Werfen Sie sich der Madonna zu Füßen, bringen Sie Ihr Herz, Ihr gereinigtes, von allem Unglauben befreites Herz der heiligen Mutter zum Opfer und dann, dann — hoffen Sie — vielleicht mag auch Ihnen, wie so vielen Frauen, durch die erbarmungsreiche Fürbitte der göttlichen Mutter das ersehnte Gnadengeschenk dennoch zu Theil werden."

Pater Gabriel hatte mit dem Feuer tiefinnerster Ueberzeugung gesprochen, die nie eines gewissen Eindruckes verfehlen wird, wenn sie wie

hier mit einer so ergreifenden Wahrheit von einer so edlen Stirn leuchtet und mit beredter Gewalt aus ausdrucksvollen Zügen spricht.

Jetzt erhob er sich von der Bank, auf welcher sie zusammen Platz genommen, um einem Winke des Grafen, der sich im lebhaften Gespräch mit einem etwa zehnjährigen, in blauen Sammt gekleideten Knaben befand, nachkommend, sich an dessen Seite zu verfügen.

Die Gräfin blieb allein zurück. Tief erschüttert, die Hände in dem Schooß gefaltet, das schöne Haupt niedergesenkt auf die schwer athmende Brust, saß sie versunken in sich selbst, der Außenwelt ganz entrückt und schien der innern Stimme zu lauschen, die sie wieder und wieder an jenen unvergeßlichen, inhaltschweren Traum erinnerte. Es war dem Pater gelungen, die einzige Saite in ihr ertönen zu machen, welche ihm einen Anhalt bot, er hatte die Brandfackel des schlimmsten Zweifels, des Zweifels an sich selbst, in ihre Seele geworfen.

Die Stimme des Paters schreckte sie endlich aus der Versunkenheit wieder empor, sie blickte auf und sah an der Hand ihres Gatten einen schönen, hochgewachsenen Knaben vor sich stehen, der sie aus den großen, dunklen Augen freund-

lich anschaute und an ihrer schönen fremdartigen Erscheinung mit dem blüthenweißen Teint und bernsteinfarbenen Haar sein großes Vergnügen zu haben schien.

„Des Himmels Fügung führt mir in diesem Augenblicke einen selbst für Ihre zweifelnden Augen wohl vollgültigen Beweis meiner Ihnen angedeuteten Ueberzeugung zu, erlauchte Frau," redete er die Gräfin an. „Sehen Sie dieses schöne Kind, es ist der einzige Sohn des Marchese Speluzzi, der nach einer zwölfjährigen unfruchtbaren Ehe seiner Eltern, nach Verheißung des heiligen Vaters geboren ward, als seine Mutter auf einer Wallfahrt nach der heiligen Geburtskirche in Bethlehem, die Fürbitte der göttlichen Mutter erfleht hatte. Die Marchesa ist eine Frau von hoher Frömmigkeit und tadellosem Rufe, doch war sie das erstere nicht immer, sie war vielmehr früher, obgleich in dem alleinseligmachenden Glauben geboren und erzogen, ein arges Weltkind und fast so viel Freidenkerin als Sie selbst, Erlaucht.

Ich kenne die Dame nun nicht genug, um Ihnen sagen zu können, ob ihre jetzige Frömmigkeit Folge der durch die Gnade der Madonna gestillten Sehnsucht nach einem Kinde, oder dies-

Kind selbst der Lohn für die zu Gott zurückgekehrte Seele war. Vielleicht können Sie das von der Dame selbst erfahren, wenn es Sie interessirt. Wo ist Mama?" — fragte er den Knaben in italienischer Sprache — „bist Du etwa allein hier, Carlo mio?"

„Nein, ehrwürdiger Vater. Mama ist hier, aber sie traf die Herzogin von Logano, mit ihrem abscheulichen Mopse. Das häßliche Thier bellt mich immer an und ich kann ihn gar nicht leiden. Da Mama aber böse ist, wenn ich ihn schlage, so bin ich lieber gleich fortgelaufen, um der Versuchung dazu aus dem Wege zu gehen."

„Bravo, mein kleiner Mann!" rief der Graf lachend, „Du bist sehr klug für Deine Jahre, und ich bin dem bösen Mopse dankbar, daß er unsere Bekanntschaft vermittelte, indem er Dich forttrieb."

„Ich nicht, denn Sie haben mir meinen Ball noch nicht zurückgegeben," rief der Knabe keck.

Der Graf lachte und erwiederte, einen Gummiball aus der Tasche ziehend: „Wenn ich Dir ihn nun zurückgebe, obgleich es nicht fein war, ihn mir so sans façon an den Kopf zu werfen, wirst Du dann besser zufrieden mit meiner Bekanntschaft sein, mein kleiner Carlo?"

„O ja, Signor, denn Sie gefallen mir ganz gut. Ich liebe lustige Leute. Uebrigens habe ich es nicht mit Fleiß gethan, der dumme Ball prallte von einem Baume ab und an Ihre Stirn. — Es that mir leid."

„Schon gut, mein Lieber, ich weiß das wohl. Also wir sind nun Freunde, nicht wahr? Wirst Du mich besuchen?"

„Warum denn nicht! Recht gern, wenn Mama und Papa es erlauben. Haben Sie Kinder, mit denen ich spielen kann?"

Des Grafen lachende Miene verdüsterte sich schnell bei dieser natürlichen Frage des Kindes. Je größeres Wohlgefallen er an dem kecken, offenen Wesen des Knaben empfunden, um so schmerzlicher traf ihn diese plötzliche Erinnerung an die eigene Kinderlosigkeit.

Carlo wartete übrigens eine Antwort auf seine Frage nicht ab, mit einem Ausruf der Freude sprang er der hohen Frauengestalt entgegen, welche soeben am obern Ende der Allee erschien und sich langsam näherte, als sie jedoch den Pater Gabriel erblickte, ihre Schritte beschleunigte.

Es war die Marchesa Speluzzi. Die noch immer schöne Frau, welche bereits die zweite

Hälfte der Vierzig überschritten hatte, war schwarz gekleidet und trug statt des Hutes eine Art Mantilla von schwarzen Spitzen.

Leicht das Haupt gegen das gräfliche Paar neigend, rief sie dem Pater lebhaft entgegen:

„Sieht man Sie endlich einmal, Pater Gabriel? Sie machen sich Ihren zahlreichen Freunden viel zu rar. Warum besuchten Sie unser Haus so ewig lange nicht? Ich glaube im Laufe dieses Jahres, denn so lange dauert für uns das Glück Ihrer Bekanntschaft, haben Sie uns nicht mehr als drei bis vier Mal die Ehre Ihrer Gegenwart geschenkt."

Der Pater erwiederte diese schmeichelhafte Ansprache mit höflicher Zurückhaltung und bat, nachdem er den Grafen mit dem Blicke befragt, um die Erlaubniß, ihr seine Gesellschaft vorzustellen.

Diese Erlaubniß ward in der freundlichsten, verbindlichsten Weise ertheilt und bald war der Graf mit seiner Gemahlin in den Zauberkreis dieser Frau gezogen, die eine der eifrigsten und glücklichsten Convertitenfängerinnen des heiligen Stuhles und eine geheime Affiliirte der Jesuiten war. Dichter und dichter spannen sich

von jenem Tage an die Fäden des Netzes um die ahnungslosen Gatten her. —

Am Abend dieses Tages finden wir Pater Gabriel in einem der Paläste des Aventin in demüthiger Haltung vor einem Greise stehen, der die Kutte eines Franziskanermönchs trägt, die seltsam mit der reichen Pracht des Zimmers und dem kostbaren, goldgestickten Bezuge des Fauteuils von Purpursammet, in dem er ruht, contrastirt. Außer diesen beiden Personen ist noch eine dritte anwesend, die in der Tracht eines Weltgeistlichen in dem Fenster lehnt und auf die Straße hinabblickt, scheinbar unbekümmert um das hinter ihrem Rücken stattfindende Gespräch, von dem sie jedoch keine Silbe verliert.

Der Pater Gabriel hat einen Bericht beendet und erwartet nun die Antwort seines hohen Vorgesetzten und besondern Gönners.

Der Cardinal, denn dieser hohe Rang ist der seine, scheint mit seinen scharfen Augen in jedem Zuge des schönen ihm zugewendeten Gesichtes nach einem ihm etwa verborgenen Gedanken umherzuspähen, so fest und lauernd ruht sein Blick noch immer, nachdem Jener geendet hat, auf ihm. Pater Gabriel ist diese Forschung schon gewohnt und erträgt sie mit sanfter Geduld, endlich spricht

der Cardinal: „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn. Bis jetzt hast Du ganz mein Vertrauen gerechtfertigt und Dich in jeder Beziehung der wichtigen Aufgabe gewachsen gezeigt. — Die raschen Fortschritte, welche Du, Dank Deiner klugen Mäßigung und weisen Toleranz, bei dem Grafen bereits gemacht, beweisen auf's Neue, welch fähiges Werkzeug der heiligen Kirche Du zu werden versprichst. Fahre nur so fort, mein Sohn, Dir unsere Zufriedenheit zu erwerben, so wirst Du Dich, dessen sei gewiß, über unsere Undankbarkeit nicht zu beklagen haben. Die heilige Kirche vergißt keinen ihrer Diener, sie lohnt Allen nach Verdienst."

Das bleich und angegriffen aussehende Gesicht des Paters röthete sich unter diesen Worten des Lobes und ein Zug stolzer Befriedigung erschien darauf.

Doch schnell entschwand Beides und mit zitternden Lippen und in gedämpftem Tone, von dem der Pater vielleicht hoffte, er werde nicht bis zu jenem Zeugen im Fenster dringen, erwiederte er: „Ihre gütige Anerkennung meines geringen Verdienstes macht mich überaus glücklich, dennoch, Eminenz, werde ich nicht im Stande sein, mir

in dieser Sache fernerhin Ihre Zufriedenheit zu erwerben."

Der Cardinal runzelte die Stirn, und unter den buschigen weißen Brauen hervor schnellte schlangengleich ein zugleich lauernder und drohender Blick auf des Sprechers gesenkte Augen, und mit kaltem Tone fragte er: „Warum nicht? Willst Du mir etwa den Gehorsam aufkündigen?"

„O, Eminenz! Die Heiligen bewahren mich vor solchem Frevel!" rief Gabriel noch tiefer erbleichend, und setzte dann mit flehend erhobenen Händen hinzu: „Bitten will ich Sie, Eminenz, bitten, auf das Inständigste bitten, diese Aufgabe, die mich erdrückt, von meinen schwachen Schultern zu nehmen. Ich bin ihr nicht gewachsen, ich muß erliegen, wenn Sie sich nicht gnädig meiner erbarmen." —

Dieser verzweifelten Bitte ward die von einem kalten Lächeln begleitete Antwort: „Das versteh' ich besser, mein Sohn. Du bist dieser und schwereren Aufgaben gewachsen. Ich wäre ein Thor, wollte ich Dich um einer momentanen Verzagtheit willen, die auch den kräftigsten Geist zuweilen überfällt, Deiner Verpflichtung entledigen. Darum strenge Dich an und Du wirst

diese Anwandlung besiegen und den erhaltenen Befehlen zu gehorchen vermögen."

Pater Gabriel rang die Hände. — „Ich kann nicht! ich kann nicht — denn — o, Eminenz! hören Sie und verdammen Sie den seinem Eide Abtrünnigen. Ich — ich liebe diese Frau!" — Mit dem letzten herausgestoßenen Verzweiflungsschrei stürzte er vor den Füßen des Cardinals zusammen.

Der Cardinal betrachtete ihn lächelnd, als mache ihm die doppelte Qual des Herzens und des Gewissens, in welcher sich dieser glaubenseifrige Priester verzweifelnd wand, Vergnügen, dann sah er hinüber nach dem Fenster. —

Der Weltgeistliche dort hatte sich umgekehrt und zeigte des Jesuitenpater Maria häßliche Züge. Er nickte nun dem Cardinal vertraulich zu, als wolle er sagen: „Nun, da sehen Sie es ja, was ich Ihnen im voraus prophezeit" — dabei lag auf seinem Gesicht und blitzte aus den kleinen listigen Augen der Triumph des Bösen über die gefallene Tugend.

Der Cardinal zuckte die Achseln und beugte sich zu dem wie besinnungslos Niedergeschmetterten. Seine Schulter berührend sagte er mit dem Tone väterlicher Milde und Güte: „Fasse Dich,

mein lieber Sohn, und stehe auf. Fern sei es von mir, Dich deshalb zu verdammen."

Gabriel richtete sich auf seine Kniee empor, und das Haar aus der bleichen schweißbedeckten Stirn streichend, richtete er einen erstaunten und zugleich hoffnungsvollen Blick auf den Cardinal, von dessen Munde er mit angstvoller Sicherheit ein Verdammungsurtheil erwartet, und der nun statt dessen nur milde, gütige Worte für seine als höchste Sünde von ihm erachtete unglückliche Liebe hatte. Heiße Dankbarkeit, demüthigste kindliche Liebe zu dem gütigen Manne wallten unwiderstehlich auf in seinem gequälten Herzen. Mit inbrünstiger Verehrung drückte er die väterliche Hand an seine Lippen und rief wie neu belebt: „O Dank, Dank für so viel Güte! Sie wenden sich nicht ab von mir, Sie verurtheilen mich nicht? Welcher Trost ist dies meiner Seele! O, ich werde sie schon noch besiegen diese schreckliche Leidenschaft, werde es aus meinem Herzen reißen dieses Bild, das sich wider mein Ahnen und ohne meinen Willen dort eingenistet und sich nun zwischen mich und meine Pflichten drängt, das mir im Traume gegenwärtig ist und mit seiner unheiligen Gegenwart nie von mir weicht, selbst in meine Gebete sich mischt und als schreck-

lichste der Sünden selbst beim heiligen Meßopfer mir in dem allerheiligsten Blute erscheint. O Gott! Eminenz, verzeihen Sie mir, daß ich es wage, Ihr reines Ohr mit dem Geständniß dieser Kette von Schuld zu beflecken, aber ich darf Ihnen ja nichts verhehlen, wenn Sie mich auch nun wohl verdammen werden."

Abermals wechselte der Cardinal einen Blick mit dem höhnisch lächelnden Pater Maria, und seine Hand sanft auf das gebeugte Haupt des vor ihm Knieenden legend, sprach er mit derselben väterlichen Milde wie vorher: „Beruhige Dich, mein Sohn, auch darum verdamme ich Dich nicht, wir sind eben und bleiben auch unter dem Priesterkleide sündhafte Menschen und unsere Gelübde haben trotz unserer besten Vorsätze nicht immer die Kraft, alle Wünsche und Gefühle unseres Herzens so zu ertödten, wie dies wohl um unserer Seelenruhe willen wünschenswerth wäre. Darum, mein Sohn, betrachte diese Liebe als eine von der Madonna gesendete Prüfung der Treue, als eine Prüfung, die zugleich unserem Zwecke dienstbar und förderlich sein muß. In Anbetracht dieser Zwecke gebiete ich Dir, mein Sohn, daß Du dieser Liebe nicht länger widerstehen, sondern Dein ganzes Wesen davon durchdringen lassen sollst."

Pater Gabriel hob den gesenkten Kopf mit einem Ruck empor und blickte den Cardinal in sprachlosem Erstaunen und Schrecken an, als fürchte er, Jener habe plötzlich den Verstand verloren.

Der Cardinal fuhr eindringlicher sprechend unbeirrt fort „Dann wirst Du um so eifriger an der Bekehrung arbeiten, die Dir aufgetragen wurde. Es ist das, ich weiß es wohl, keine kleine Aufgabe, denn Du mußt natürlich immer Herr über Deine Liebe bleiben und ihr nie gestatten, die Grenzen zu überschreiten, welche Deine Klugheit und die Rücksicht auf den Grafen, dessen Eifersucht zu erwecken Du Dich durchaus hüten mußt, Dir vorschreiben wird. Man sagt — Liebe erwecke Gegenliebe. Möge sich dieser Spruch hier bewahrheiten, denn glücklicher könnte es sich für uns nicht treffen, als wenn das Herz der Gräfin sich Dir zuwendete. Dies Resultat zu erreichen mußt Du Alles aufbieten."

Wie von der Tarantel gestochen, sprang der Pater Gabriel empor. „Heilige Madonna!" rief er keuchend, mit den Händen nach seinem Kopfe fahrend, denn ihm war, als müsse das, was er gehört, sein Gehirn zersprengen. — „Was höre

ich da?! — Das ist Ehebruch, Eminenz, den Sie mir predigen — ich —"

„Schweigen Sie, kurzsichtiger Thor, der Sie sind!" herrschte ihn gleichfalls aufspringend, der erzürnte Cardinal an. „Wer sagt Ihnen das? Was fordere ich denn weiter von Ihnen? Behalten Sie doch in alle Ewigkeit die unberührte Keuschheit, auf die Sie so stolz sind und deren Sie sich doch so wenig sicher zu fühlen scheinen, daß Sie der ersten wirklichen Versuchung, die sich Ihnen naht, feige aus dem Wege gehen wollen. —

Was glauben Sie denn, war der Grund, daß wir aus der Zahl von Hunderten junger Priester, die, gleich reich begabt wie Sie an Geist, uns zu Gebote standen, uns gerade Sie zur Ausführung dieser unendlich wichtigen Bekehrung auswählten? Neben Ihrer bemerkenswerthen Schönheit, die uns hoffen ließ daß sie die Liebe der Gräfin erwecken werde, war es gerade Ihre Tugend und Reinheit, verbunden mit einer genügenden Festigkeit des Charakters — so glaubten wir, wie es scheint haben wir uns darinnen getäuscht — welche uns veranlaßte, Sie damit zu betrauen. Wir glaubten, Sie würden der Feuerprobe gewachsen sein, der ein

Schwächerer erliegen mußte. Sie sollten lieben, sollten Gegenliebe erwecken, sollten die in einer langen, durch keinerlei Störung beunruhigten Ehe in Stagnation versunkenen Gefühle der Gräfin zu neuem Leben mit dem vollen Bewußtsein erwecken, nie selbst von diesen Gefühlen Nutzen ziehen zu dürfen. Dann mußte sich das erregte Gefühl der Dame reuevoll zu dem Gatten zurückwenden, und der neubelebten Gattenliebe mochte wohl endlich die späte Frucht werden, welche so lange vergeblich ersehnt ward. — So, jetzt wissen Sie Alles, was man von Ihnen erwartete. Hätten Sie diese hohe Aufgabe zum Heile der Kirche so zu Ende geführt, wie Sie sollten, so war der Weg zu den höchsten Ehren, welche die Kirche ihren Dienern verleiht, Ihnen geebnet, denn wer gebieten will, muß erst gehorchen lernen, gehorchen unter den erschwerendsten Umständen, und ein Fürst der Kirche muß sich erst als ein willen- und gefühlloser Leichnam im Dienst der Kirche erwiesen haben, ehe man ihm die Macht über die Gewissen von Tausenden anvertrauen kann, seine eigenen Gefühle, sein Selbst dürfen nie in Betracht kommen, für die Macht der Kirche allein muß er leben und sterben."

„Ach ich will ja, ich will das Alles thun, ich will gehorchen in Allem, was Sie sonst von mir fordern, Eminenz," rief Gabriel, auf den der Lohn, welchen der Cardinal seinem Ehrgeiz zeigte, wie dessen ganze, mit einer gewissen Begeisterung vorgetragene schreckliche Lehre der Selbstertödtung einen tiefen Eindruck machte — „Nur dies, nur dies Eine geht über Menschenkräfte."

Hart entgegnete der Cardinal: „Nein, das thut es nicht. Wären Sie der, für den wir Sie bisher hielten, so würden Sie mindestens den Muth haben es zu versuchen, wie weit Ihre Kräfte aushielten. Aber Sie weichen vor dem ersten Schritte schon zurück. Der Feigling sagt stets, ich kann nicht, es ist unmöglich, ich erliege. Dem Muthigen aber, er weiß das wohl, wachsen die Kräfte mit der Schwere der Aufgabe. Der Weise macht selbst seine Leidenschaften dem edlen Zwecke dienstbar und — lassen Sie mich nochmals wiederholen — Selbstkasteiung, Ertödtung aller fleischlichen Gefühle und Gelüste ist eines Priesters erste Pflicht. Jeder Athemzug, jedes Gefühl Ihres Herzens, jede Ihrer physischen Empfindungen muß zum Dienste der heiligen Kirche, der Sie sich gelobten, bereit sein, dann

erst erfüllen Sie ganz Ihre Priesterpflichten wie Ihre Gelübde."

„O Eminenz! Sie sind alt, Sie haben wohl vergessen, wie wild und heiß das Herz in der Jugend schlägt!" — stöhnte Gabriel, unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, auf's Neue in die Kniee vor seinem unerbittlichen Vorgesetzten sinkend — „Ich werde schnell erliegen, ich weiß es gewiß."

„Nein, mein Sohn, ich habe das nicht vergessen" — erwiederte der Cardinal, über dessen kaltes Gesicht eine tiefe Bewegung zuckte, und sich vorwärts beugend, setzte er in leisem Flüstertone hinzu, denn es widerstrebte ihm, jenem cynisch lächelnden Menschen dort im Fenster die Wunde zu zeigen, deren noch Vorhandensein er jetzt mit erneutem Schmerze fühlte: „Du sollst es wissen, mein armer Sohn, daß ich von Dir nicht mehr fordere, als was ich selbst geleistet. Auch ich habe ähnlich gelitten wie Du, und blieb auch bis heute in der geheimsten Tiefe der Seele die noch unvernarbte Wunde zurück, ich habe dennoch überwunden, was mir gleich Dir unüberwindlich schien. Auch Du, mein Sohn, fasse nur Muth, wirst überwinden. Wenn nicht — nun so stirb gleich einem Soldaten tapfer auf dem Dir ange-

wiesenen Posten, wie es dem getreuen Streiter der heiligen Kirche geziemt. Im Jenseits winkt Dir dann der Lohn, der Dir hier entging."

Der Lohn des Verführers, des Ehebrechers im Geiste, wenn auch nicht in der That, — dieser Gedanke durchzuckte des Paters Seele. Aber so verwirrt waren durch die Ueberredungskunst des Cardinals seine durch die mönchische Erziehung irre geleiteten Begriffe, daß er es nicht wagte, diesem richtigen Gedanken Worte zu geben, ihn vielmehr als falsche Schlußfolgerung weit von sich wies.

Noch eindringlicher fuhr der Cardinal fort: „Ich will Dir nicht das Unrecht anthun, durch äußere Vortheile auf Deine Entschließung einwirken zu wollen, und so erwähne ich nur beiläufig, daß ich Deinen Namen bereits zur nächsten Creation von Bischöfen, vorgemerkt und das Versprechen Seiner Heiligkeit für Deine Ernennung, falls es Dir gelingt diese Sache siegreich zu Ende zu führen, schon besitze. Lasse mich Dich schließlich noch auf das Verdienstliche der Selbstertödtung aufmerksam machen. Du weißt, mein Sohn, ein zerknirschtes Herz ist Gott ein wohlgefällig Opfer. Bringe das Deine ihm dar und mache auch das Herz der edlen Gräfin

dazu geschickt. Rette die Seele der geliebten Frau für den Himmel, das wird die beste Buße für die unwillkürliche Sünde Deiner Liebe zu ihr sein."

Pater Gabriel's Widerstand war, unglaublich es zu denken, durch des Cardinals falsche Dialektik gebrochen. „Wohlan, Eminenz — Sie haben gesiegt, ich will Ihnen beweisen, daß es nicht Feigheit ist, welche mich vor der ungeheuren Aufgabe zurückschrecken läßt. Ich will wenigstens versuchen, sie zu erfüllen, gehe ich dabei zu Grunde, ohne sie erfüllt zu haben, so beten Sie für meine arme Seele. Wollen Sie mir aber gestatten, bei Ihnen Trost und Hilfe zu suchen, wenn meine Kräfte ermatten?"

„Gern, mein Sohn, Beides soll Dir niemals fehlen, und sollte ich etwa durch Abwesenheit behindert sein, Dir beizustehen, so wird Pater Maria, der Dich sehr schätzt, Dir in meinem Namen den Beistand leihen, dessen Du bedürfen magst, er ist von allen Verhältnissen der Personen, um die es sich handelt, unterrichtet. Und nun mein armer Sohn gehe mit Gott, Du bedarfst der Ruhe und einsamer Sammlung im Gebet. Mögen alle Heiligen Dir beistehen!" — Der Cardinal machte das Zeichen des Kreuzes über Gabriel's tief ge-

senktes Haupt, ließ sich von ihm die Hand küssen und lehnte sich, als Jener hinausgeschwankt war, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung wieder in seinen Stuhl zurück.

„Puh! das war ein heißer Kampf, Eminenz!“ rief Pater Maria, sich nähernd. — „Ich bewundere Ihre Geduld und Ausdauer.“

„Was wollen Sie! Es macht mir stets Vergnügen, mittelst meiner Dialektik über solchen sogenannten guten Kopf obzusiegen und ihm weis zu machen, schwarz sei eigentlich das Uebermaß von weiß. — Man ist bei solchen Tugendhelden immer des endlichen Sieges gewiß, sobald es uns gelingt die rechte Saite zu treffen, daß sie erklingt, sie hören dann über deren lockendem Ton alle Warnungsrufe des Verstandes und ihrer besseren Gefühle nicht.“

„Dennoch,“ sagte der Pater und seine listigen Augen ruhten lauernd auf dem greisen Prälaten „Eminenz verzeihen — würde ich, nachdem ich jetzt die starre Tugend Gabriel's näher kennen gelernt, es für besser halten, wenn man einen Andern, der weniger gewissenhaft im Festhalten seines Priestergelübdes uns mehr Chancen böte, daß der ersehnte Erbe auch wirklich die Conversion

des gräflichen Paares lohnte, mit der Aufgabe betraute —"

Wofür halten Sie mich?" brauste der Cardinal zornig auf. — „Können Sie wirklich der Meinung sein, ich würde meine Hände zur Wiederholung jenes frevelhaften Spieles mit der Heiligkeit der Ehe, das man sich im Falle des Marchese Speluzzi einst schuldig machte, bieten? Nein, durch mich soll gewiß kein thatsächlicher Ehebruch befördert und dadurch sanctionirt werden. Krönt der Erfolg meine Hoffnungen nicht, nun so muß sich eben das gräfliche Paar auch ohne Erben zufrieden geben. Den Schritt ihrer Conversion, wenn er einmal gethan ist, und er wird gethan werden, wenn Alles so geht wie es eingeleitet ist, können Beide doch nicht wieder ungeschehen machen. Diese Conversion aber wird sehr Viele nach ziehen. Wir werden in des Grafen kleinem aber reichem Ländchen inmitten einer protestantischen Bevölkerung Fuß fassen und Raum gewinnen, unsere Fäden von dort aus nach allen Seiten zu spinnen. Ich meine, dieser Erfolg, den uns Niemand nehmen oder verkümmern kann, ist schon den Preis so vieler Mühe werth."

„Wer weiß es, Eminenz! Preußen wird gewaltig scheel sehen zu dieser Conversion."

„Mag es doch! Wird das etwas an der Sache ändern? Die pietistische Richtung, welche an dem dortigen Hofe Platz zu nehmen begann, arbeitet uns mehr als man dort ahnt in die Hände. Wenn sie das endlich an maßgebender Stelle einsehen und umzuwenden versuchen, wird es hoffentlich für sie zu spät sein."

„Das ist möglich. Doch bei alledem aber fällt ja des Grafen Land und die reichen Privatgüter an die protestantische Linie zurück, wenn der Graf ohne Erben bleibt. Ich will nun damit nicht sagen, daß unsere erst so mühsam befestigten dortigen Interessen ganz zu Grunde gehen würden, denn den Heiligen sei Dank! wo wir einmal festen Fuß zu fassen vermochten, dort vertreibt uns so leicht Niemand, wenn er sich das auch, durch ein momentanes kluges Zurückweichen von unserer Seite darin bestärkt, einbilden darf — aber bedeutend geschädigt würden sie doch dadurch werden, da bei dem starren Protestantismus des Descendenten eine weitere Ausbreitung unserer Macht an dieser Stelle schwer, ja fast unmöglich werden müßte. Und Sie wissen, Eminenz, Stillestand ist, wie in den meisten Fällen, auch hier für uns gleichbedeutend mit Rückgang. Außerdem bedenken Sie auch, daß

uns das große Privatvermögen für unsere Zwecke völlig verloren geht, ein Vermögen, wovon ein guter Theil uns zufließen würde, wenn ein von uns erzogener Erbe der Nachfolger seines Vaters würde."

„Ja gewiß, Pater Maria, Sie haben ganz Recht, allein dennoch, was bleibt uns übrig, als uns zu fügen? Wir dürfen nichts dagegen thun, denn ich will nun einmal von Mitteln, wie jene angedeuteten, nichts wissen."

„Das Letztere ist ja auch gar nicht nöthig, Eminenz, warum wollen Sie mir denn nicht alles Nöthige überlassen?" fuhr einschmeichelnd Pater Maria fort. „Wägen Sie doch noch einmal gewissenhaft die ungeheuren großen Vortheile gegen das geringe Opfer, welches Ihnen das Aufgeben eines, ich gebe es zu, in Ihrem edlen Sinne völlig gerechtfertigten Widerstrebens kosten mag, ab, und ich bin gewiß, Sie werden nicht länger zögern. Gestatten Sie mir freie Hand, und ich werde, ohne daß irgend ein Mensch davon eine Ahnung empfängt, die Angelegenheit in einer für uns denkbar besten, vortheilhaftesten Weise zu Ende zu bringen. Vorausgesetzt, daß mir — falls eben meine Einwirkung, was ja noch gar nicht ausgemacht ist, nöthig werden sollte — der-

selbe Lohn gewährt wird, den Sie Pater Gabriel in Aussicht stellten."

„Nein, Pater Maria, nein, ich will davon nichts hören! Verstehen Sie mich recht, ich meine nur Ihren geheimen Plan. — Im Uebrigen sind Sie ein viel zu kluger Kopf, um daß ich nicht Ihren Wunsch in Betreff der Mitra gern erfüllen sollte, so weit das von mir abhängt. Sie haben also in dieser Richtung meinen thätigsten Beistand zu erwarten."

„Ich danke Ihnen, Eminenz, aber — erlauben Sie mir Sie nochmals zu erinnern, daß mein Plan der heiligen Kirche —"

„Nun, meinetwegen, machen Sie was Sie wollen. Ich sehe schon, Sie lassen mich doch nicht eher in Ruhe" — rief ärgerlich der Cardinal — „aber lassen Sie Niemand, am allerwenigsten mich etwas über das Wie hören, denn ich sage Ihnen, ich würde Sie nicht nur desavouiren, Sie hätten auch unerbittliche Verurtheilung alles Ungehörigen von mir zu erwarten. Also nehmen Sie sich in Acht. — Noch eins, nehmen Sie mir den armen Gabriel wohl in Acht, er wird, wenn er geistige Kraft genug besitzt, diesen Sturm zu überstehen, ein tüchtiges Rüstzeug der Kirche werden. Also noch einmal,

Schonung seiner Gefühle in dem weitesten Sinne, dies fordere ich von Ihnen als wichtigste Bedingung meiner Einwilligung."

Pater Maria legte betheuernd die Hand auf das Herz und drückte dann, sich tief verbeugend, die Hand seines Gönners an die Lippen, worauf er sich verabschiedete. — —

Drei Monate später betreten wir die Peterskirche. In einer der Madonna geweihten Seitenkapelle kniet die schwarzgekleidete Gräfin Amanda, ihr zur Seite der Graf. Das Werk ist soweit vollbracht. Die Priester haben gesiegt. Die Fliegen befinden sich innerhalb des ausgespannten Netzes der großen Kreuzspinne.

Die Conversion Beider ist seit vierzehn Tagen vollendete Thatsache, sie hat ungeheures Aufsehen gemacht, denn sie kam für Jedermann außer den dabei Betheiligten wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Niemand hatte vorher etwas von einer Absicht dazu geahnt, so unsichtbar, so fein waren die Fäden gewoben. Die beiden Convertiten kümmren sich um den sie treffenden Tadel wenig, noch fühlen sich Beide in dem neuen Bekenntniß wohl und glücklich, es beschäftigt ihren Geist und befriedigt ihr Herz. Beide beten mit inbrünstiger Andacht.

Plötzlich durchläuft ein elektrisches Zittern der Gräfin knieende Gestalt, fester pressen sich ihre gefalteten Hände zusammen, ein tiefes Roth überläuft glühend das vorher bleiche Gesicht.

Vergebens blicken wir umher, um eine sichtbare Ursache dieser auffallenden Veränderung zu entdecken. Niemand ist sichtbar. Die Gatten sind allein in dem geweihten Raume, kein Laut kündet das Nahen eines Menschen an.

Und doch, horch! — Ein silbernes Glöckchen ertönt. Ein Ministrant erscheint vor dem weißgekleideten Priester herschreitend, welcher, die Monstranz in den hochgehobenen Händen, die Kapelle betritt, um die übliche stille Messe zu lesen.

Tief und immer tiefer, bis hinab zu dem Marmorfußboden, den ihre weiße Stirn fast berührt, beugt die Gräfin ihr Haupt vor dem Allerheiligsten.

Der Priester schreitet an ihr vorüber. Einen Moment hat sein Fuß gezögert, aber ein um Kraft flehender Blick zum Himmel empor, und hastig geht er weiter, steigt die Stufen empor und sinkt endlich anbetend vor dem in das Tabernakel gestellten heiligen Leibe nieder.

Dann erhebt er sich wieder und beginnt das

Ritual, während dessen er sich der Gemeinde, welche diesmal allein von dem gräflichen Paare repräsentirt wird, zuwenden muß.

Wir erkennen endlich Pater Gabriel. Aber wie verändert ist der unglückliche junge Mann, er erscheint nur noch als der Schatten seines früheren Selbst. Seine Schönheit ist nicht entschwunden, doch ist ihr Charakter ein total veränderter. Es ist jetzt die Schönheit eines Märtyrers, der nach zahllosen Leiden der endlichen Auflösung und mit ihr der freudig begrüßten Erlösung von unerträglichen Qualen nahe ist. Abgezehrt ist das erschreckend bleiche Gesicht, das nur unter den dunklen, von einer glühenden Schwärmerei leuchtenden Augen, die tief in ihren Höhlen ruhen und von blauen Schatten umgeben sind, einen scharf begrenzten rothen Flecken zeigt. Diese Kirchhofsrosen — wie der Volksmund sie nennt — erhöhen den Glanz der unheimlich groß erscheinenden Augen, wenn nicht die müde herabgesunkenen schweren Lider dieselben fast ganz verhüllen, was meist der Fall ist, denn er hält sie fast immer gesenkt, als fürchte er, Jemand vermöge ihre sehnsuchtsvolle Leidenssprache zu verstehen. Fest geschlossen ist auch der bleiche, nervös zuckende Mund, wenn nicht das Ritual

ihn nöthigt, denselben zum murmelnden Gebet zu öffnen.

Die bleichen, fast durchsichtig erscheinenden, abgemagerten Hände verrichten nur mühsam und zitternd die heiligen Gebräuche, kein Blick fällt währenddem auf die vor ihm Knieenden nieder, und doch sieht sein inneres Auge den liebend zu ihm erhobenen Blick der geliebten Frau, hört er in seinem Herzen die antwortende Stimme auf die sehnsüchtige, schmerzvolle Klage dieser Augen. Mit unaussprechlicher Qual und herbstem Selbstvorwurf über die Entheiligung, sieht er der Hostie eingedrückt Amanda's liebes Antlitz vor sich, strahlt es ihm aus dem durch die Consecration in das Blut des Erlösers verwandelten Weine des Kelches entgegen.

Pater Gabriel hat seine Aufgabe erfüllt, wie man sie von ihm gefordert, aber seine Kräfte sind zu Ende, er selbst wird, wie er es vorausgesagt, daran zu Grunde gehen. Die dreifache Pein sehnsuchtsvoller Liebe und qualvoller Eifersucht auf den Grafen, dem sich Amanda, in dem Bestreben dem eignen Herzen zu entfliehen, scheinbar inniger als je angeschlossen, und die nie rastenden herben Vorwürfe des Gewissens über die Sünde gegen seinen Priestereid, die keine be-

schönigende Dialektik des Cardinals oder des Pater Maria zu beschwichtigen vermochte, rieben ihn auf und brachen seine Kräfte wie die Gesundheit seines Körpers.

Der Cardinal wußte wohl, was zu fürchten stand und hatte ihn schon in den nächsten Tagen nach der Conversion durch Entfernung von dem Schauplatze seiner Leiden zu Hilfe kommen wollen.

Allein Pater Maria bedurfte seiner noch, um die täglich wachsende geheime Liebe der Gräfin zu ihm auf die Spitze zu treiben, und war auch außerdem mit seinen Vorbereitungen, deren Endziel ihm die Mitra einbringen sollte, noch nicht zu Ende; so wußte er des Cardinals gütige Absicht zu hintertreiben, ohne daß Jener das treibende Rad in der Maschine ahnte.

Heute war nun endlich der letzte Tag gekommen, den Gabriel in Rom zubringen sollte, es war seine letzte Messe hier, die er soeben beendete.

Wieder schritt er, die Monstranz hoch haltend, an der geliebten Frau vorüber, aber diesmal zögerte sein Fuß nicht. Für eine kurze Frist hatte sich Ruhe in das gequälte Herz hinabgesenkt. Die Macht des Gebetes erprobte wie so oft schon

auch an ihm ihre schmerzstillende Kraft. Aufwärts gerichtet war der verklärte Blick, himmlischer Frieden strahlte von der bleichen Stirn. Er fühlte sich erleichtert, losgelöst für immer schien des Kummers schwere Last, die seine Seele niedergedrückt, und schwebenden Schrittes ging er dahin. — Als er aber die Sakristei betrat, taumelte er, und fast wäre die Monstranz den schwachen Händen entglitten und mit ihm zu Boden gestürzt, wenn nicht Pater Maria, der fast ein solches Ende der Messe erwartet hatte, schnell hinzuspringend sie dem Unglücklichen entrissen hätte.

Stundenlang währte diesmal die Ohnmacht, die Pater Gabriel's Sinne gefesselt hielt. Er litt seit einiger Zeit an solchen Schwächezuständen, aber noch niemals war er so lange bewußtlos gewesen.

Als er wieder zum Leben zurückkehrte, lag er in dem Schlafzimmer seiner eigenen Wohnung und Pater Maria saß, das Brevier in den Händen, neben ihm am Bett.

„Wie ist Ihnen, mein Freund?“ fragte er in sanftem theilnehmenden Tone, den er so gut anzunehmen verstand.

„Ich danke Ihnen, besser, viel besser. Lassen

Sie mich aufstehen und haben Sie die Güte, Giuseppe zu klingeln, daß er mich ankleide."

„Wie, Sie wollen ausgehen? Nicht doch, Pater Gabriel, Sie sind viel zu schwach dazu. Sie müssen heute liegen bleiben und sich pflegen, wenn Sie anders morgen die Kräfte besitzen wollen, diese anstrengende Reise anzutreten."

„Verhindern Sie mich nicht, ich muß ausausgehen und werde ausgehen, wäre auch der Tod die unausbleibliche Folge für mich."

„Wo wollen Sie hin, liebster Freund?" fragte der Jesuit lauernd. „Kann nicht ich —?"

„Nein doch, nein! Niemand kann mich vertreten," erwiederte Gabriel gereizt, und streckte ungeduldig selbst die Hand nach der Glocke aus.

Pater Maria hielt die Hand zurück. „Einen Augenblick noch," bat er. „Sagen Sie mir, Gabriel, Sie hegen also dennoch die Absicht, der Einladung der Gräfin zu folgen und allein von ihr Abschied zu nehmen? Wo sind Ihre guten Vorsätze hin? Sie haben mir doch versprochen —"

„Ach ja doch, ja, ich weiß! Aber ich kann es nicht, kann mein Wort nicht halten, noch einmal nur muß ich sie sehen, muß ihre süße Stimme hören, muß ihr sagen —" Entsetzt hielt er inne,

denn vorwurfsvoll erhob sich die Stimme seines Gewissens in ihm.

„Nun? Vollenden Sie doch, Pater Gabriel, vollenden Sie. Was ist es, das Sie ihr sagen wollen? — Doch nein, sagen Sie nichts, ich weiß es ohnedem. Sie wollen den Preis Ihrer muthvollen Selbstbeherrschung in einer schwachen Stunde mit einem Male fortwerfen, wollen vielleicht zu dem Unglück Ihrer Liebe die Schuld häufen, wollen die Brandfackel in Amanda's Seele schleudern, wollen ihr sagen, wie heiß, wie schrankenlos Sie ihre Liebe erwiedern, wollen ihr durch dies Geständniß das fernere Zusammenleben mit ihrem Gatten zur Hölle, den allmäligen Wiedergewinn des verlorenen Herzensfriedens zur Unmöglichkeit machen. — Das Alles wollen Sie, aber Sie sollen es nicht thun, ich werde Amanda vor Ihnen, Sie, mein unglücklicher Freund, vor sich selbst schützen. Sie sollen nicht in einem Augenblicke des Liebeswahnsinns Ihren eignen Seelenfrieden und Ihre Selbstachtung für immer zerstören."

„Und was wollen Sie thun? Ich werde mich nicht zwingen lassen!" rief Gabriel zürnend und vergebens versuchend seine schwache Hand den

nervigen Fingern des Pater Maria zu entreißen.

„Was ich thun will, sollen Sie wissen, mein armer Freund —“ entgegnete Jener, mitleidig die ohnmächtigen Bemühungen belächelnd. „Sie sind für heute mein Gefangener. Der Diener ist entfernt, dies Zimmer enthält Alles, dessen Sie möglicherweise während meiner nothwendigen Abwesenheit, die indeß nicht lange dauern wird, bedürfen könnten. Jetzt leben Sie wohl, mein armer Gabriel und zürnen Sie meiner Freundschaft, die allein mich so handeln läßt, nicht all zu lange.“

Er hatte sich währenddem bereits der Thür genähert, bereit Gabriel's etwaige Versuche, ihn zurückzuhalten, abzuwehren, und schlüpfte nun rasch zu der Thür hinaus, die er von außen verschloß.

Gabriel ließ ihn gehen, er war still geworden seit Jener seine Hand freigab, und lag nun regungslos einige Minuten, dann gab er sich einem Ausbruche des Schmerzes und der Verzweiflung hin, der schrecklich zu sehen war und ihn so erschöpfte, daß eine abermalige Ohnmacht die Folge wurde.

Pater Maria hatte, hämisch vor sich hin-

lächelnd, das Haus verlassen. „So, Du Tugendnarr, Du bist nun versorgt und kannst uns nicht stören," murmelte er in sich hinein. „Es wird aber doch gut sein, wenn ich mich erst einmal überzeuge, ob der Graf wirklich zum Fest des Ministers Speluzzi gefahren ist. Minister! Hahaha! Der Alte hätte es sich wohl nicht träumen lassen, daß er je solchen Posten einnehmen würde, na, er ist nicht der Erste und wird wohl auch nicht der Letzte sein, der durch die — Frömmigkeit seiner Frau Minister wird, und wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch den Verstand. — Hahaha! der Gewissensrath der ehemals schönen Marchesa hat doch genug davon für zehn solcher Marionetten der Regierung. — Aber nachsehen wollen wir doch — es wäre fatal, wenn des Grafen Sorge um die so unerwartet in der letzten Minute unwohl gewordene Gattin ihn verhindert hätte zum Feste zu fahren.— Bah! ohne Sorge, sie wird ihn schon fortgetrieben haben, denn ihr wäre seine Anwesenheit doch der allerfatalste Strich durch die Rechnung."

So vor sich hinmurmelnd ging der Pater mit den ihm eignen schleichenden Schritten seines Weges.—

Tiefe Dunkelheit ruhte einige Stunden später über der von dem Grafen Bärenstein bewohnten

Villa. Keins der Fenster der ersten Etage war erleuchtet, nur nach der Straße hinaus zeigten sich im Erdgeschoß ein paar Zimmer erhellt, es war die Domestikenstube, wo Alle versammelt waren, vom Kammerdiener bis zu dem Stallknecht, von der Kammerfrau bis zu dem Küchenmädchen, um auf ihre Art durch ein improvisirtes Souper die ihnen heute zugefallene Freiheit zu feiern. Die Gräfin schlief bereits und hatte ihre Dienerinnen fortgeschickt, um ungestört zu ruhen. Den Vorsitz an der Tafel führte der Kammerdiener, ihm zur Seite saß die erste Kammerfrau der Gräfin. Die Entfernung des Zimmers von dem Schlafzimmer der Gräfin gestattete der Festfreude ziemlich laut zu werden.

So kam es, daß keins von Allen das schwere Rauschen einer Seidenschleppe vernahm, welche an dem Zimmer vorüberhuschte, um an einer nach dem Garten führenden Thür inne zu halten. Man hörte den Riegel leise zurückziehen, und gleich darauf huschte ein Schatten durch die kiesbestreuten Gänge, leise rauschte die Schleppe darüber hinweg. In einem Pavillon, welcher umgeben von einer hohen Taxushecke im tiefsten Dunkel lag, verschwand der Schatten. Wenige Minuten darauf knirschte der Kies unter vorsich-

tigen Schritten. Die in einen dunklen Mantel gehüllte Gestalt eines Mannes näherte sich, die Hand desselben versuchte die Thür des Pavillons zu öffnen, sie wich unter seiner Hand und schloß sich hinter ihm. —

Eine sanfte, bebende Stimme, die Stimme der Gräfin Amanda, erhob sich in zitternden Lauten aus dem innen herrschenden tiefen Dunkel hervor: „Seien Sie gegrüßt, Pater Gabriel, und verkennen Sie mich nicht, daß ich Sie hier im Dunkel der Nacht empfange. Aber es mußte geschehen, kein anderer Weg blieb mir, um unbelauscht von Ihnen Abschied zu nehmen. Dies aber war mir tief innerstes Bedürfniß. — Einmal noch mußte ich Sie sprechen, mußte Ihnen danken für die Zartheit Ihres Benehmens, einmal ehe wir scheiden, scheiden für die Ewigkeit — mußte ich Ihnen sagen, daß ich Sie verstehe, daß ich tief in Ihr edles Herz blickte und dort die tiefe geheime Neigung erschaute, die Sie so unglücklich sind mir zu widmen. — Ach, Gabriel, ich verstand Ihre Leiden, Ihre Kämpfe, — denn ich — verachten Sie mich darum nicht — einmal muß ich es aussprechen, sonst zersprengt es mir das Herz — ich Unglückliche kämpfe gleich Ihnen, denn ich — ich liebe Sie, liebe Sie un-

endlich! — Und nun, Gabriel, mein theurer, edler Freund, nun ich Ihnen mein heiliges Geheimniß vertraut, nun lassen Sie uns scheiden für immer. — Vielleicht werden wir einst in fernen Tagen, in der treuen Erfüllung unserer Pflichten Trost finden und die Ruhe zurückkehren sehen in unser Herz. — Leben Sie wohl, Gabriel, und gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten, wie ich Ihrer gedenken werde." —

Sie hatte sich ihm genähert und streckte nun schluchzend die Hand nach ihm aus, um die seine zum letzten, eigentlich auch zum ersten Male zu drücken, denn er hatte jede derartige Berührung ihrer Person ängstlich vermieden.

Aber seine Hand begegnete der ihren nicht, sondern seine Arme umfingen sie mit der Gewalt intensiver Leidenschaft und feurige Küsse verschlossen ihre, nach der ersten Ueberraschung kaum mehr widerstrebenden Lippen. —

Wieder waren Stunden verflossen. Gräfin Amanda lag im weißen Morgenkleide auf dem Divan ihres Schlafzimmers. Die mattbrennende Ampel von Milchglas, welche von der Decke herabhing, beleuchtete ihr Gesicht und ließ es fast leichenhaft in seiner tiefen Blässe erscheinen. Die geschlossenen Augen waren von dunklen

Ringen umgeben und die gerötheten, geschwollenen Lider erzählten verrätherisch von zahllosen Thränen, welche noch immer in einzelnen Perlen zuweilen an den bleichen Wangen langsam hinabrannen, ohne daß sie aufgetrocknet wurden. Die Hände waren gefaltet zurück über den Kopf geworfen und die ganze Haltung drückte verzweifelten Schmerz, tiefste Entmuthigung aus. So lag sie lange, bis endlich ein leises Geräusch an der Thür, ein Rauschen der Portière sie emporfahren ließ. Sie blickte auf und — sprang in namenlosem Entsetzen in die Höhe — „Gabriel! um aller Heiligen willen, was willst Du hier? — Wenn mein Gemahl Dich fände! — Die letzte Hoffnung unsere Schande zu verbergen wäre dahin! — Wir wären Beide verloren! — Geh! um der Madonna willen geh! — er ermordet Dich und mich, wenn er uns hier zusammen findet, wenn er — Ach Gabriel! Gabriel! warum vertraute ich Deinem Edelmuthe, meiner Festigkeit? — Wie schwer büße ich die stolze Zuversicht einer bisher fleckenlosen Tugend! — O! könnte ich diese eine Stunde zurückkaufen und wäre es selbst mit meinem Leben, ich würde es thun, glücklich, mich rein in das Grab zu legen." —

Die unglückliche Frau verbarg ihr Gesicht in den Händen und ein thränenloses Schluchzen erschütterte mit furchtbarer Gewalt ihren ganzen Körper, dessen herrliche Formen das leichte Negligé nur unvollkommen verbarg.

Pater Gabriel stand ihr in einer Gemüthsverfassung gegenüber, die sich jeder Schilderung entzieht.

Nach langer Ohnmacht wieder erwacht, war es ihm unmöglich geworden, der peinlichen Unruhe und dem sehnsuchtsvollen Zuge seines Herzens nach einem letzten Abschiede von der geliebten Frau auf die Dauer zu widerstehen. Der Kampf war lang und heftig, aber am Ende siegte doch die Leidenschaft über den Verstand und das redliche Bemühen fest zu bleiben in dieser letzten Versuchung.

Aus dem im ersten Stock gelegenen Fenster seiner Wohnung war er an dem Rosenspalier hinabgeklettert in den Garten und nun, obgleich die Zeit, zu welcher ihn die Gräfin empfangen gewollt, längst verstrichen war, in den Pavillon geeilt. Er fand ihn leer. Wie es zu gehen pflegt, wenn einmal die Grenze überschritten ist, welche Recht vom Unrecht trennt, so ging es auch hier. Gabriel hatte die abwärts führende

Bahn betreten und sein Verhängniß trieb ihn weiter. Er redete sich ein, er müsse Amanda sehen, müsse ihr sagen, daß nicht sein Wille ihn undankbar die Stunde versäumen ließ, während welcher sie ihn erwartete. — Die Höflichkeit allein forderte das, und wer mochte ihn verdammen, wenn er ihr gehorchte? Es fehlt ja dem Menschen nie an Trugschlüssen, wenn es gilt, die leise mahnende Stimme im Innern zu betäuben und das zu vertheidigen, was er wider die eigene bessere Erkenntniß von dem Unrecht desselben zu thun im Begriff steht.

Entschlossen, dennoch den Versuch zu machen die Gräfin zu sehen und zu sprechen, drang Gabriel in das Haus. Die Absicht gelang, ungesehen und unentdeckt gelangte er bis zu ihr.

Während aber seine trunknen Augen auf ihrer Schönheit verweilten, die in dem tiefen Schmerze, der sie beseelte, nur um so herrlicher strahlte, verließ ihn aller Muth, der ihn bisher geführt und ihn jeder Gefahr trotzen ließ. Er ward sich plötzlich dessen bewußt, was er gewagt und wie verletzend für die weibliche Würde der geliebten Frau sein Eindringen um diese Stunde und an diesem Orte, den sein Fuß noch nie betreten, sein mußte. Zaghaft war er auf der Schwelle stehen geblieben,

es nicht wagend, ihr seine Gegenwart bemerklich zu machen. Schon wendete er sich, um, seinen besseren Gefühlen folgend, sie unbemerkt wieder zu verlassen, da trat sein Fuß auf die Portière, die Ringe rauschten, ihr Blick fiel auf ihn, und nun folgte die Scene, die ihn in sprachlosem Entsetzen an die Stelle fesselte, wo er stand. — Aus dem Chaos von stürmischen Empfindungen, welche diese Begrüßung seiner Gegenwart in ihm erregte, rang sich endlich der eine fürchterliche Gedanke los:

„Gerechter Gott! sie hat den Verstand verloren!" Unbewußt von ihm trat dieser Gedanke auf seine Lippen.

Die Gräfin vernahm den Ausruf, so leise und gebrochen auch der Ton war, in dem er erfolgte, sie ließ die Hände sinken und heftete die verstört blickenden Augen auf ihn. „Noch nicht, Gabriel, noch nicht" — flüsterte sie leise — „aber ich werde ihn verlieren über diesen einen qualvollen Gedanken meiner Schande. — Wie soll ich unter die Augen meines Gatten treten? — Wird er nicht das Brandmal auf meiner Stirn lesen? Wie soll ich weiter leben in der Welt? — Wie die Achtung tragen, die man mir noch immer

zollen wird und deren ich mich so ganz, ganz unwürdig weiß?!" — —

Diesen ihn wahnwitzig dünkenden Uebertreibungen ihres Schuldbewußtseins gegenüber, gelang es Pater Gabriel mit Aufbietung der letzten Kräfte seiner edlen Natur die Stimme der Leidenschaft in sich zum Schweigen zu bringen und seine Bewegung zu bändigen; er sagte nun in einem sanften, beschwichtigenden Tone, indem er ihre Hand faßte, um sie zum Divan zurückzuführen: „Beruhigen Sie sich, erlauchte Frau, quälen Sie sich nicht mit Beschuldigungen, von denen Ihre reine Seele nichts weiß. — Noch sind Sie der Achtung eines jeden edlen Menschen werth, würdig der Liebe Ihres erlauchten Gatten. — Glauben Sie mir, Gott zürnt nicht über Gefühle, die sich unwillkürlich unserer bemächtigen, sobald wir redlich dagegen kämpfen. — Das haben wir Beide gethan. Gott hat uns bisher beigestanden, Gott wird uns ferner beistehen, daß —"

„Gott!?" rief sie in dem herzzerreißenden Tone trostloser Hoffnungslosigkeit und riß gewaltsam ihre Hand aus der seinen, um vor ihm zurückzuweichen. — „Kann priesterliche Sophistik so weit gehen? — Was weiß Gott von Dir und mir?

— Wir Beide sind dem Abgrunde verfallen. — Doch nein! — Du nicht, Du nicht —" setzte sie weich hinzu — „hätte ich Unglückselige nie Deinen Weg gekreuzt, Du wärest noch heute der tadellos fromme, reine Mann, dessen sündenloser Wandel jedem Menschen zum Vorbild dienen konnte. — Ach und dennoch! — auch ich war rein und treu. — O! wie kann doch eine kurze Spanne des Selbstvergessens ein in mancher Versuchung rein gebliebenes Leben für immer beflecken!"

„Um der Madonna willen!" unterbrach des Priesters bebende, mahnenende Stimme wieder diesen Ausbruch jammervoller Reue. „Kommen Sie doch zu sich, Frau Gräfin. — Sie träumen ja. Beschuldigen Sie sich doch nicht unnöthig. Noch einmal sage ich Ihnen, diese unglückliche, ich gebe es zu, strafbare Liebe, welche unsere Herzen verbindet, wird bei Gott Vergebung finden, denn wir kämpften ja redlich, ihr zu widerstehen, was uns unter seinem gnädigen Beistande bisher gelang. — Ich gehe, um durch Bekehrung der Heiden meinem erhabenen Berufe zu leben, und Sie werden durch treue Erfüllung Ihrer Pflichten die Kraft finden, dieser Liebe obzusiegen, die wohl unrecht, aber, den Heiligen sei Dank, nie verbrecherisch war."

„Mensch! Priester! Willst Du mich, willst Du Dich selbst, willst Du den allsehenden Gott belügen?“ rief die Gräfin außer sich über diese vermeintliche Heuchelei, und nun folgte die endliche Verständigung, welche Beide zu Boden schmetterte.

Der Gräfin raubte die furchtbare Entdeckung die Besinnung, sie brach ohnmächtig zusammen.

Pater Gabriel warf einen letzten verzweifelten Blick auf sie und stürzte fort seiner Wohnung zu. Wie er unbemerkt in das Haus gelangt war, so verließ er es ebenso unbemerkt. Niemand erfuhr je seine nächtliche Anwesenheit im Zimmer der Gräfin.

Pater Gabriel fand die Thür seiner Wohnung unverschlossen. Pater Maria war zurückgekehrt, davon zeugte ein auf dem Tische liegender Zettel:

„Leben Sie wohl, mein Freund. Befehle meiner Oberen rufen mich schleunigst Ihnen voraus nach Indien, in dieser Stunde noch reise ich ab. Auf Wiedersehen in Benares!“

Grauenhaft hallte das Lachen Gabriel's von den Wänden wieder, als er diesen Zettel, von dessen Worten er nicht eins glaubte, auf den Tisch zurückfallen ließ. Er durchschaute die Ab-

sicht, ihn damit zu täuschen und zur beschleunigten Abreise zu verlocken.

Einen Moment stand er überlegend still, dann flog sein suchender Blick im Zimmer umher und blieb auf einem Kruzifix haften, welches an der Wand befestigt war. Doch es war kein den Erlöser um Hilfe flehender Blick, kein Gedanke des Gebetes verbarg sich hinter dieser drohend zusammengezogenen Stirn. Ein furchtbarer Entschluß brütete dort, eiserner Wille, wilde Rachegedanken sprühten mit blutiger Drohung statt dem einst so sanften, schwärmerischen Ausdruck aus dem Feuer dieser großen Augen. Er trat zur Wand, und das schwere Kreuz von Ebenholz, an welchem mit besonderer Kunst aus Elfenbein geschnitzt, der Leib des Erlösers hing, herabnehmend, führte er mit einer Kraft, welche man in den abgezehrten Gliedern nicht gesucht hätte, einen wuchtigen Hieb durch die Luft. Zufrieden lächelnd nickte er mit dem Kopfe, löschte die Kerze und verließ sein Haus, um sich nach der Wohnung des Pater Maria zu begeben. Das Kruzifix hatte er unter seinem Priesterkleide verborgen. —

Die Fenster der Wohnung waren finster und erst nach langem Klopfen öffnete sich im Erdgeschoß ein Fenster und die scheltende Stimme

einer alten Frau fragte nach der Ursache der nächtlichen Störung und nach dem Namen des Klopfers.

Pater Gabriel nannte seinen Namen und schloß, geblendet von dem Lichte einer Laterne, welche plötzlich ihren scharfen Strahl auf ihn schoß, die Augen. —

Die Alte hatte den von allen Frauen wegen seiner Schönheit und Frömmigkeit vergötterten Pater erkannt, und wendete schnell ihre Laterne zur Seite, während sie, mit dem von einer ungeheuren Nachthaube bedeckten Kopfe vor Eifer wackelnd, in höflichster Freundlichkeit ihr von der Vorsicht gebotenes Verfahren entschuldigte.

Dann berichtete sie auf seine Fragen ausführlich, ihr Miethsherr, Pater Maria, habe an dem Tage, wie bereits einige Tage vorher, vornehmen Besuch gehabt. Ein fremder Bischof habe ihn besucht und in dessen Begleitung habe er die Wohnung verlassen, sei mit Anbruch der Nacht aber noch einmal zurückgekehrt, um ihr zu sagen, daß er verreise. Doch, setzte sie hinzu, wenn dem ehrwürdigen Herrn viel daran liege, den Freund nochmals zu sprechen, so wisse sie freilich, wo der Pater Maria vielleicht noch zu finden sei, allein sie zweifle, ob der fromme Pater Gabriel

geneigt sein werde, ihn dort aufzusuchen. Nach längerem Drängen erst bezeichnete sie ihm ein gewisses Haus auf dem Campo vachino. Gabriel stürzte fort, ohne ihr zu danken, und die Matrone schloß kopfschüttelnd über dies dem sonstigen höflichen, rücksichtsvollen Wesen des Paters so unähnliche Gebahren, ihr Fenster.

Es dauerte nicht lange, als Gabriel vor dem bezeichneten Hause angekommen war, da verließ Pater Maria in der ersten Morgendämmerung das Haus.

Vorsichtig in der menschenleeren Straße vor sich hin spähend, war Pater Maria im Begriff, vorwärts zu schreiten, als er plötzlich, ohne einen Laut auszustoßen, zusammensank.

Krachend war das Kruzifix in Pater Gabriel's Hand herniedergefahren auf seinen Schädel, der berstend seinen Inhalt weit umherspritzte.

Laut auflachend und das blutbefleckte Kruzifix wie eine Fahne über dem Kopfe schwingend, verließ der Wahnsinnige — denn das war er, der durch die ungeheuern Seelenkämpfe der letzten Zeit geschwächte Geist, hatte den letzten Schlag nicht mehr zu ertragen vermocht — in weiten Sprüngen die Leiche des falschen Freundes. Am Ufer der Tiber hielt er inne. Ein Sprung,

und hoch aufspritzend schlossen sich die Wasser über ihm.

Am Morgen war ganz Rom in ungeheurer Aufregung. Der Jesuitenpater Maria Lagrange, war mit zerschmettertem Schädel vor dem Hause einer öffentlichen Dirne todt aufgefunden worden, und der Tiber gelbe Fluthen hatten den Leichnam des allverehrten Pater Gabriel von Siena, an das Land gespült. Wie einen jener Märtyrer des Alterthums, hatten die Gewässer den schönen abgezehrten Leichnam des frommen Mannes sanft in ihren Armen gewiegt, seine Hände waren über der Brust gefaltet und hielten unentreißbar ein Kruzifix an diese erkaltete Brust gedrückt. Tiefer Frieden lagerte auf den vom Wasser unentstellten schönen Zügen, und das Volk drängte sich betend um die Leiche, ja man schlug sich bald um das Glück, dieselbe nur mit einem Finger berühren zu dürfen, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, ein Gelähmter hätte dadurch den Gebrauch seiner Glieder zurückerhalten. Binnen wenig Stunden war in der Phantasie des abergläubischen Volkes der neue Heilige fertig. Mehrere entweder aus Gewinnsucht fingirte oder auch vielleicht durch die dem Wunderglauben inne wohnende Macht, momentan wirklich ge-

lungene Heilungen Kranker, hatten den frommen Wahn bestätigt. Es mußte Militair aufgeboten werden, um die Leiche vor dem Volke zu beschützen, das sie sonst aus lauter Andacht und Verehrung vielleicht zerrissen hätte. Unter Vorantritt des Cardinal, von einer Anzahl Geistlicher begleitet, ward die Leiche nach der Peterskirche gebracht und an dem Altar ausgestellt, an welchem Pater Gabriel täglich Messe gelesen hatte. Die Heilungen Kranker mehrten sich, die Kirche machte ein brillantes Geschäft durch die zahlreich dargebrachten Opfer und Spenden der frommen Menge, welche laut nach der Heiligsprechung der Seele des frommen Paters verlangte.

Vielleicht war auch diese Seele, die so schwer gelitten, so redlich gekämpft hatte, trotz der doppelten Blutschuld, mit der sie sich im Wahnsinn beladen hatte, dessen würdiger als die Seelen mancher Heiligen, vor denen sich die blöde Menge in den Staub beugt.

Das dritte, allerdings nur die höheren Kreise alarmirende Sensationsgerücht war das tödtliche Erkranken der schönen Convertitin, der Gräfin von Bärenstein-Klauenburg.

Von dem Grafen, ihrem Gemahl, der in der

Morgendämmerung von dem Feste des Ministers heimgekehrt war, war sie in todtenähnlicher Erstarrung aufgefunden worden.

Nach angestrengten Bemühungen des Arztes ward sie zwar gegen Abend in das Leben zurückgerufen, aber sofort war das heftigste Nervenfieber ausgebrochen. So sagte man wenigstens der Welt, auch der Graf selbst wußte es nicht anders, denn er war auf Wunsch des Arztes dem Krankenzimmer fern geblieben, aus dem man ihm in jeder Viertelstunde das Bülletin zusendete.

Der Graf entbehrte des Trostes nicht, denn schon am frühen Morgen hatte sich ein Tröster in der Gestalt des Bischofs von * eingefunden, der soeben angelangt, wie er sagte, und auf das Gerücht von dem Unglück, welches den werthen Landsmann betroffen, sofort herbeigeeilt war, um seinen Trost und Beistand anzubieten. Gerührt über so viel Theilnahme nahm der des Trostes bedürftige Mann das Dargebotene mit Eifer an, und der Bischof nistete sich nicht nur in dem Hause, sondern auch in dem Herzen des Grafen ein.

Er und der Arzt allein kannten die wahre Ursache der, wie es hieß, tödtlichen Erkrankung der Gräfin, die sich schließlich als Typhus ent-

puppt haben sollte, was dem Bischof Veranlassung gab, die Kranke in das gegenüberliegende Kloster der barmherzigen Schwestern dislociren zu lassen, und zugleich den Vorwand lieferte, wegen der Ansteckung den Grafen gänzlich von ihr fern zu halten, während er selbst mit erhabener Verachtung der Gefahr täglich mehrere Stunden an dem Bett der Leidenden zubrachte, angeblich um bei ihr zu beten, in Wahrheit aber, um die langsam Genesende mit seinem weltgewandten Wesen zu umspinnen und die Liebe des einmal verirrten, nun haltlos hin- und herschwankenden Herzens langsam zu sich hinüber zu leiten und den Platz Gabriel's einzunehmen, indem er ihre Gewissensscrupel und das tiefe Gefühl ihrer Schmach erst einzulullen und dann mittelst seiner verderblichen Dialektik gänzlich weg zu disputiren verstand. Die wahre Ursache der wirklich gefährlichen Erkrankung der Gräfin war ein tiefer Messerstich in die linke Brust, den sich die Unglückliche bei der Wiederkehr ihrer Besinnung und Erinnerung in der ersten Verzweiflung zugefügt hatte, ehe der Arzt, ihr in den Arm fallend, es zu verhindern vermochte. Seinem Dazwischenkommen war es allein zu danken, daß der

Stahl sein beabsichtigtes Ziel, ihr Herz, verfehlt hatte.

Geheilt, kehrte die Gräfin scheinbar zärtlicher und liebevoller als je in die Arme ihres Gatten zurück und fügte sich bereitwillig seinem Wunsche, den Bischof von *, der schon bei dem Grafen diese Vertrauensstellung inne hatte, während ihres Aufenthaltes in Rom zum Beichtvater anzunehmen.

Die Stimmung der Gräfin war eine gleichmäßigere, heiterere geworden, als vor ihrer Krankheit. Sie erschien trotz ihrer tiefen Frömmigkeit, die sie jeder Zeit zur Schau trug, gleich der Marchesa Speluzzi, mit welcher sie eine überschwängliche Freundschaft vereinte, häufiger als früher in der Gesellschaft, wo man sie mit Freude und ungeschmälerter Achtung begrüßte, da es Niemand eingefallen war, die drei zugleich stattgefundenen Unglücksfälle in den leisesten Zusammenhang zu bringen.

Daß selbst der Tod der beiden Priester als gänzlich unabhängig von einander betrachtet wurde, war der Vorsicht des Bischofs * zuzuschreiben.

Er hatte sich in die Wohnung des Pater Maria verfügt, um nach etwa zurückgebliebenen

Aufzeichnungen zu spähen, und dabei das Stillschweigen der alten Frau über des Pater Gabriels Nachfrage nach dem Ermordeten, zu gewinnen gewußt.

Des Grafen Glück erreichte seinen Gipfelpunkt, als ihm seine Gemahlin bestätigte, was ihn bereits einige Andeutungen des Arztes während ihrer Krankheit hoffen ließen. Reiche Schenkungen an die Kirche bethätigte seine Dankbarkeit für den zu hoffenden Kindersegen.

Als die Zeit der Niederkunft herannahte, mußte man sich zum höchsten Bedauern der Gräfin doch bequemen, das liebgewordene Rom zu verlassen und den Unterthanen, welche über die Religionsänderung ihres Landesherrn mehr als unwillig waren, entgegen zu treten, wenn anders das zu erwartende Kind, falls es ein Knabe war, successionsfähig sein sollte. So forderte es die beschworene Landesverfassung von dem Grafen.

Der Bischof blieb noch in Rom zurück. Man trennte sich also, mit dem Versprechen eines baldigen Besuches von Seiten des Bischofs getröstet, von einander.

Die Gräfin hatte nach dem officiellen Abschiede in Gegenwart ihres Gemahls noch einen geheimen, sehr zärtlichen Abschied von ihrem

Beichtvater genommen, von dem sie sich nur unter vielen Thränen zu trennen vermochte, weil sie glaubte, ohne seinen geistlichen Beistand gar nicht mehr leben zu können. —

Von festlichem Glockengeläute empfangen, von Kanonendonner begrüßt, zogen die Heimkehrenden in ihre Residenz ein. Pflichtgemäß waren die Behörden zum Empfange erschienen. Die üblichen Begrüßungsreden wurden gehalten, aber selbst in diesen vermißten die Gatten schmerzlich den herzlichen Ton, die warme Sprache des Herzens. Die Liebe war eben verschwunden, kalte Pflicht allein sprach aus allen Mienen. Dadurch schon auf das Höchste verstimmt, fuhr man weiter dem Innern der Stadt zu, welche man passiren mußte, um zum Schlosse zu gelangen. Eine dichte Volksmenge drängte sich wie sonst in der Straße, aber kein Mund bewegte sich zum freudigen Willkommensruf, kein Tuch flatterte zum Willkommen in schöner Hand. Stumm und finster sah man die Herrscher einziehen, denen man nicht länger Sympathie entgegen zu bringen vermochte, seit sie, alle Warnungsstimmen verachtend, den Wünschen und Interessen ihres Volkes entgegen, die Religion ihrer Väter verläugnet hatten.

Diese Mißstimmung des Volkes ward im

Laufe weniger Wochen durch bekannt werdende theils beabsichtigte, theils bereits stattgefundene Conversionen mehrerer zum Hofe gehöriger Personen und durch unvorsichtiges, unkluges Gebahren des dem Grafen durch den Bischof als Hauskaplan empfohlenen Jesuitenpaters noch auf das Bedenklichste gesteigert.

Die Gräfin gebar einen Knaben, donnernd verkündeten das die Kanonen dem Ländchen. Doch das, was früher einen Taumel des Entzückens hervorgerufen haben würde, erregte jetzt nur noch Enttäuschung und Besorgniß.

Man hatte sich bereits gewöhnt in den maßgebenden Kreisen des Volkes wie des wenigen Adels, auf den ältesten Sohn des Grafen Holm von Bärenstein, als den vermuthlichen dereinstigen Herrn hinzublicken. Der dreizehnjährige Knabe war ein kräftiges und schönes Kind von den vortrefflichsten Anlagen, begabt mit einem überaus edlen Charakter, so weit sich dies wenigstens in so jungen Jahren beurtheilen ließ.

Die Illumination, welche pflichtschuldigst von den Behörden arrangirt wurde, beschränkte sich, trotz einem höchst beweglich gehaltenen, fast bittenden Aufruf derselben, fast nur auf die öffentlichen Gebäude und fiel durch diesen

Mangel allgemeiner Theilnahme erbärmlich genug aus.

Zähneknirschend trat der Graf von dem Fenster zurück, aus welchem er hinabgeblickt auf die Stadt, die er von früherher gewöhnt war, bei Gelegenheiten zu seiner Ehre, in einem einzigen Flammenmeere strahlen zu sehen. Die Auffahrt des Hofes unterblieb natürlich.

Die Taufe des Erben ward mit großem Pompe vom Bischof vollzogen. Viele katholische Fürsten wohnten ihr bei und der heilige Vater selbst hatte dem gräflichen Paare die Ehre erzeigt, die Pathenstelle bei ihrem Kinde anzunehmen. Ein neuer Anlaß zur Unzufriedenheit des protestantischen Volkes, den man recht gut hätte vermeiden können, wenn man nur die geringste, den Fürsten so gut wie jeden andern Menschen zierende Rücksicht auf die Wünsche der Seinen genommen hätte.

Der heilige Vater schickte seinem Pathchen geweihte Windeln und der Gräfin als Preis ihrer Tugend, eine geweihte goldene Rose.

Das glühende Erröthen des Schuldbewußtseins und der Scham auf den Wangen der so geehrten Frau nahmen die Anwesenden als An-

zeichen der Ueberraschung und Freude, und Niemand sah den anklagenden Blick, den der Bischof von *, der ihn wohl verstand, mit einem ruhigen Lächeln und einer beschwichtigenden Handbewegung erwiederte. — Reiche Geschenke an die Armen und die Stiftung einer ebenfalls reich dotirten, schon längst gewünschten Realschule bezeichneten den Tag der Taufe als einen glücklichen für das Ländchen und machten wenigstens einen Theil der Unterthanen minder unzufrieden mit der Geburt des früher in besseren Tagen von Allen so heißersehnten Erben.

Die Jahre verflossen. Die katholische Religion faßte Fuß in dem Ländchen, aber dies Fußfassen war voraussichtlich ein nur ephemeres, das mit dem gegenwärtigen Regenten stehen und fallen mußte. Denn der Erbe war zwar ein ganz gesundes und kräftig gedeihendes Kind, jedoch stumm und — blödsinnig.

Die Regierung mußte also, da die Gräfin an unheilbarem Trübsinn krankend, keine Mutterfreuden mehr zu erwarten hatte, mit dem Ableben des Grafen an die protestantische Linie fallen. Das war Alles, was die Jesuitenränke erreicht hatten. Darum hatten sie gearbeitet und

gefrevelt, darum einen reichen Geist, ein frommes Herz gebrochen und dem Wahnsinn in die Arme getrieben, darum — doch wozu das Alles aufzählen? — Gott hatte ihnen abermals bewiesen, daß Verbrechen nimmermehr zum Ziele führen und daß seine allmächtige Hand im rechten Augenblicke allen schon sicher geglaubten Triumph der Bösen zu vernichten weiß, ehe sie es ahnen.

Die Gräfin und ihr Gemahl wanken beraubt der Liebe und Achtung ihrer Unterthanen dem Grabe zu, in das sie beladen mit dem tiefsten Elternschmerze, Andern die Stelle überlassen zu müssen, der ihr eignes Kind — das besser nie geboren wäre, nicht würdig erachtet werden konnte, hinabsteigen müssen.

Aber noch war die rächende Nemesis damit nicht zufrieden.

Die Gräfin starb und der Graf fand in einem geheimen Fache ihres Schreibtisches, das dem im Auftrage des Bischofs von * nach zu verbrennenden Papieren in's Geheim suchenden Hauskaplan unbekannt und folglich unberaubt geblieben war, ein in der letzten Zeit niedergeschriebenes Bekenntniß, das ihn einen fürchterlichen Blick in den Abgrund der Verworfenheit und Sünde thun

ließ, in welchen man die unglückliche Frau verlockt hatte.

Der Graf verlor fast den Verstand über diese Entdeckung, aber er raffte sich auf und erschien zum höchsten Erstaunen des Grafen Holm von Bärenstein in dessen fast ärmlichem Hause. Eine geheime Unterredung verständigte die Vettern und machte sie für immer zu Freunden. Der Graf Ferdinand machte sein Testament, in welchem er seinen Sohn enterbte und ihm nur eine gewisse Summe jährlich zu seinem standesgemäßen Unterhalt aussetzte, dabei seine Erziehung und Beaufsichtigung wie seine Person ganz und gar in die Hände des Grafen Holm und seiner Gattin niederlegend. Dann entsagte er feierlich mit Zustimmung der Stände der Regierung zu Gunsten des jungen Grafen Bernhard, während dessen Minderjährigkeit sein Vater die Regenschaft übernehmen sollte. Graf Ferdinand räumte sein Schloß dem Regenten und bezog eins der ihm in der Stadt gehörigen Häuser, um mitten unter den Bürgern, deren Liebe und Achtung ihm wieder zu Theil wurde, ein ruhiges, nur den Wissenschaften geweihtes Leben zu führen. Er blieb zwar katholisch, aber er besuchte die protestantische Kirche und nie durfte ein katholischer Priester sein Haus betreten.

Der Bischof von * aber stieg von Stufe zu Stufe, und wenn sein eignes Gewissen ihm nicht im Innern zur Strafe wurde, so wird ihn dieselbe im Jenseits erwartet haben, als er das Zeitliche gesegnet hatte und seine irdische Hülle mit hohen Ehren bestattet worden war.

Ein Frauenherz.

Die schöne Promenade, welche von Baden-Baden nach dem Kloster Lichtenthal führt, war wie gewöhnlich außerordentlich belebt, als unter der Menge von schönen Frauengestalten zwei Damen, weniger durch die Eleganz ihrer Kleidung, welche trotz ihres außerordentlich feinen Geschmackes doch unter der Unmasse von reizenden Toiletten jeden Genres sich mehr verlor, als es wohl wo anders der Fall gewesen, aber durch das Distinguirte ihrer Erscheinung ein gewisses Aufsehen erregten. Zudem waren sie neu, die elegante Welt, welche genau so neugierig ist als geringer gestellte Sterbliche, hatte sie noch nicht hier bemerkt, was Wunder also, daß man eifrig nach ihrem Namen und Stande forschte. Eine jener lebendigen Fremdenlisten, welche es in jedem Bade zu geben pflegt, wurde consultirt und er-

wies sich, wie gewöhnlich, auch für diesmal gut unterrichtet. Man erfuhr also, die alte Dame sei eine Baronin von M... eine Geborene von Z..., die Jüngere, ihre Schwiegertochter, die Präsidentin von M..., welche trotz ihrer eleganten Tournüre und distinguirten Erscheinung gar keine Geborene, sondern nur eine simple Kaufmannstochter gewesen sei, als der Präsident von M... sie zur Gattin gewählt. Merkwürdigerweise habe sich die Ehe jedoch seit ihrem nun bereits fünfjährigen Bestehen als eine mustergültige erwiesen und kein noch so geringes Zerwürfniß scheine je ihren Frieden gestört zu haben. Auch sei das Verhältniß der Baronin zu der Schwiegertochter das denkbar beste, obgleich die stolze Frau Anfangs etwas indignirt über die Mesalliance des Sohnes gewesen. Als man so nach Möglichkeit über die Verhältnisse der beiden Damen unterrichtet worden, ließ das Interesse, welches sie erregt hatten, nach und wandte sich anderen, neueren Personen zu, bis es nach wenig Tagen durch ein zufälliges Ereigniß wieder aufgefrischt und auf den Höhepunkt gebracht werden sollte.

Es war abermals Promenadenzeit. Die beiden Damen befanden sich wieder unter der ele-

ganten Menge. Dicht vor ihnen wandelte eine schwarz gekleidete Frauengestalt her. Ohne einen Blick nach links oder rechts zu werfen, verfolgte die Frau mit gesenktem Kopf und gebeugter Haltung ihren Weg. Ein dichter schwarzer Schleier verbarg indiscreten Blicken ihre Züge, und die schäbige Eleganz ihrer abgetragenen einst kostbaren Kleidung ließ auf herabgekommene Vermögensverhältnisse der Trägerin schließen.

Theilnehmend ruhte der Blick der Präsidentin auf der gebeugt vor ihr Herschwankenden, als sie diese plötzlich taumeln und zusammensinken sah.

Im nächsten Augenblicke kniete sie neben der Niedergesunkenen und bestrebte sich sie aufzurichten. Die Baronin stand ihr bei und zog den Schleier von dem Gesicht der Ohnmächtigen. Erschreckt fuhr sie zurück und stand auf. Auch die Präsidentin zuckte widerlich berührt zusammen, denn auf diesem leichenhaften Gesicht mit den rothgeschminkten Wangen stand in allzu lesbaren Zügen die niedrigste Ausschweifung mit dem ehernen Griffel des Lasters verzeichnet.

„Laß das Weib aus Deinen Armen, Elisabeth,“ sagte in hartem Tone die Baronin, „ihre Berührung befleckt, sie ist Deiner Theilnahme und persönlichen Hilfe nicht würdig.“

Von ihrem eigenen Widerwillen getrieben und das unangenehme Aufsehen bemerkend, welches der Unfall wohl weniger als ihr Samariterdienst erregte, wollte die Präsidentin der Mahnung folgen und ließ die Ohnmächtige aus ihren Armen in die des auf einen Wink der Baronin hinzugetretenen Dieners gleiten. — Da öffnete das Weib erwachend die Augen, und bei einem wilden, verstörten Blick rings im Kreise blieben sie auf der sich erhebenden Präsidentin haften. Ein elektrischer Schlag ließ den hinfälligen Körper erbeben, sie streckte der Präsidentin flehend die gefalteten Hände entgegen und rief in herzzerreißendem Tone: „Elisabeth! Elisabeth!“

Die Präsidentin zuckte zusammen und warf einen forschenden, entsetzten, zweifelnden Blick auf dies zerstörte Gesicht, in dem sie Anfangs umsonst nach einem bekannten Zuge forschte. Endlich aber rief sie: „Ist es möglich?! Allmächtiger Gott! Bist Du es, Leontine la —?!“

„Still! o um Gottes willen still!“ rief die Unglückliche mit heiserm Flüstern. „Nenne den Namen nicht, er gehört glücklicheren, reineren Tagen.“

„Verlaß das Weib, wer sie auch sei. Gieb ihr ein Almosen, so reich Du willst, aber befasse

Dich nicht mit ihr —" mahnte ängstlich die Baronin die Schwiegertochter. Die weltkluge Frau entsetzte sich über dies Wiedererkennen und deutete die hämischen Mienen der Umstehenden, mit denen man die pikante Erkennungsscene zwischen der hochgestellten Frau und einer der Niedrigsten des weiblichen Geschlechts beobachtete, bereit, die beschimpfendsten Combinationen daran zu knüpfen, richtig.

„Nein, Mama, nein!" erwiederte die Präsidentin tief ergriffen. „Verlange das nicht von mir. Ich kann die Unglückliche nicht verlassen. Wir spielten als Kinder zusammen. Ob sie auch unwürdig sein mag, so ist sie doch meiner Hilfe bedürftig."

„Aber Du gefährdest Deinen Ruf, mein Kind, bedenke doch —"

Die Präsidentin schüttelte den Kopf und einen stolzen Blick, der nicht ohne Verachtung war, auf den Kreis der Gaffer werfend, erwiederte sie rasch und laut: „Nichts kann ich bedenken als das Unglück meiner einstigen Gespielin. Was nützte mir ein reiner Ruf, wenn er nicht einmal im Stande wäre, mir die Freiheit zu bewahren, ohne Furcht vor Mißdeutung einer unglücklichen Gefallenen beizustehen? — Tragen Sie die Frau

in den Wagen, Fritz, —" befahl sie dem Diener, auf den Wagen deutend, der bereits auf dessen voraussehenden Wink herbeigekommen war.

Der Diener gehorchte, und die Präsidentin folgte ihm mitten durch die zurückweichende Menge, mit ihrem festen stolzen Blick manches hämisch auf sie gerichtete Auge zwingend, sich vor dem Strahl reinen Bewußtseins in dem ihren zu senken.

Die Baronin war durch das Geschehene äußerst unangenehm berührt und mißbilligte das Benehmen ihrer Schwiegertochter im höchsten Grade; dennoch liebte sie dieselbe zu sehr, um sie in diesem kritischen Augenblicke ohne den Beistand zu lassen, welcher in ihrer Begleitung, mit welcher sie die edle, aber unvorsichtige That ihrer Schwiegertochter gleichsam sanctionirte, in den Augen der Gesellschaft liegen mußte, zu lassen. So folgte sie ihr denn in den rasch geschlossenen Wagen, auf dessen Rücksitz der Diener die wieder Ohnmächtige niedergelegt hatte.

Die Präsidentin, welche wohl fühlte, welch' Opfer ihr die Mutter damit brachte, küßte ihr wiederholt dankbar die Hand, darauf beschäftigte sie sich mit der Ohnmächtigen. Doch wollte es nicht gelingen, sie wieder zu beleben, und es be-

durfte dazu der Hilfe des alsbald herbeigerufenen Arztes. Durch ihn erfuhren die schaudernden Damen, daß ihre Hilfe freilich zu spät kam und das arme Weib rettungslos dem Tode verfallen sei. Der Anlaß dazu sei zunächst eine allgemeine Entkräftung in Folge des — Hungers.

Die sorgfältige Pflege, die liebevolle Theilnahme, welche ihr von Seiten der Präsidentin wurde, vermochte nur die letzten Lebensstunden zu erleichtern. Nach zwei Tagen starb sie, des Himmels reichsten Segen auf die Jugendfreundin herabrufend, der sie die Geschichte ihres Unglücks und ihrer Schmach offen und wahr, ohne Beschönigung mitgetheilt hatte. Sie ward im Morgengrauen begraben, ein Geistlicher, der Arzt und die beiden Damen folgten ihrem Sarge.

Inzwischen feierte die Medisance ein Fest. Die genaue Bekanntschaft der Präsidentin mit einer Gefallenen ward der willkommene Anlaß zu den böswilligsten, infamsten Gerüchten, und der Dame fleckenloser Ruf ward nach Möglichkeit besudelt und zerrissen, ja er stand in Gefahr unheilbar vernichtet zu werden, wenn nicht die kluge alte Baronin sich in ihrer Bedrängniß Hilfe in Person einer sehr hoch gestellten, einflußreichen, hochgeachteten Dame, der Gräfin

R...., Palastdame Ihrer Majestät der Königin, verschrieben hätte.

Die Gräfin Lori R.... war eng mit der Familie befreundet und liebte die Präsidentin, welche sie, ungeachtet deren hohe Gestalt die ihre um fast eines Kopfes Länge überragte, ihre Kleine zu nennen pflegte, wie eine Tochter. Sie zögerte also nicht, der Bitte zu folgen.

Schneller als sie erwartet worden kam sie an und trat nach einer kurzen Unterredung mit der Baronin bei der Präsidentin mit den Worten ein: „Da bin ich, ma petite, und nun beichten Sie rasch, was Sie eigentlich angerichtet haben."

Die Präsidentin eilte ihr erfreut entgegen und küßte ihre Hand, dann verdüsterte sich rasch ihr Gesicht und unmuthig versetzte sie: „O, nichts in aller Welt, was solch' infames Urtheil verdiente. Ich stand einer Unglücklichen, Gefallenen bei, das ist das ganze Verbrechen, welches man mich so schwer büßen läßt. Wäre es mir nicht um meines lieben Mannes und meiner guten Schwiegermutter willen, ich würde nicht den geringsten Versuch machen, mich zu rehabilitiren, sondern mit Verachtung einer Gesellschaft den Rücken wenden, die sich nicht entblödet, hinter einer That des Erbarmens den unwürdigsten Zu-

sammenhang und die niedrigsten Motive zu suchen, und die mich verdammt, weil ich mich nicht verächtlich und unbarmherzig von einem Wesen wegwendete, mit dem mich die süßesten, reinsten Kindeserinnerungen, wie später gemeinsam getragene Leiden verbanden, weil dies Wesen inzwischen ohne eigene Schuld, ja wahrlich, ohne eigene Schuld in einen Abgrund gefallen war. — O! wie hasse ich diese Frauen, welche, stolz im Besitz einer vielleicht nie geprüften Tugend, den Stab brechen zu dürfen vermeinen über eine Unglückliche, welche mitten in ihrer tiefen Entwürdigung der allgemeinen Achtung vielleicht würdiger war, als sie selbst."

„Fassen Sie sich, mein liebes Kind —" tröstete die Gräfin die in Thränen ausbrechende Dame. „Sie sind aufgeregt, erzählen Sie mir ruhig die Geschichte jener Armen, die, wie ich hörte, inzwischen gestorben ist."

„Ja, so ist es" — erwiederte die Präsidentin, ihre Thränen trocknend — „aber die Geschichte ist lang und —"

„Thut nichts. Ich höre geduldig zu, denn um Ihnen beistehen zu können, muß ich Alles wissen, was Ihnen von jener Person bekannt ist, muß besonders über Ihren eigenen Zusammenhang mit

ihr auf das Genaueste unterrichtet sein. Also fangen Sie nur an. Ich bin begierig zu hören, was Sie zu einem so bittren Urtheil über jene Damen der Gesellschaft veranlaßte. Die Verstorbene muß kein gewöhnliches Weib gewesen sein, ihre Schuld wohl keine große, um daß ihr in Ihnen eine so beeiferte Vertheidigerin erwachsen konnte."

„So ist es, Frau Gräfin. Leontine la Mare und ich waren Nachbarskinder. Die schöne Besitzung meines Vaters stieß an das kleine Häuschen ihrer Eltern. Herr la Mare war ein armer Mann, er war Maler ohne Künstler zu sein, es mangelte ihm an Begabung, an Phantasie, und seine geringen Kenntnisse reichten eben nur für das Copiren von Gemälden aus, womit er sich und seiner aus einer kränklichen Frau und vier Kindern bestehenden Familie das Leben fristete. Leontine war das älteste, sie war ein so wohlgesittetes und liebenswerthes Kind, daß meine Eltern ihr gern den Umgang mit mir gestatteten, sie durfte sogar an meinem Unterricht Theil nehmen, so wurden wir unzertrennliche Gespielinnen und liebten uns zärtlich. Als wir herangewachsen waren, führte uns die gemeinsame Begeisterung für die Kunst zur Bühne. — Ach, mit

welch' hohen Ideen, mit welchem ernsten Streben betraten wir Beide, von entschiedener Begabung unterstützt, den dornenvollen Pfad, an dessen Ziele wir die Lorbeerkrone des Ruhmes uns winken sahen, und — wie schwer, wie schmerzlich, wie rasch wurden wir enttäuscht. Der Weg dahin, — o, es ist ein Pfad mitten durch einen Abgrund von Schlamm, wie Viele versinken darin, ohne sich je wieder zu erheben. Manchen gelingt das. — Viele beben gleich mir vor dem Abgrunde zurück und entfliehen, ehe es zu spät ist. Die Wenigsten aber — schweben, getragen von einem Genius der vollkommensten Genialität, darüber hinweg, ohne nur die Sohlen ihrer Füße mit dem kleinsten Flecken zu besudeln. Das sind jene Künstlerinnen von Gottes Gnaden. Wie Viele es ihrer giebt? — Ich weiß es nicht. — Viele wollen dafür gelten und werden auch dafür gehalten, aber — könnte man in ihr Herz sehen, man würde auch dort vielleicht eines oder mehrere jener unauslöschlichen Brandmale finden, welche eine schimpfliche Erinnerung in der Seele zurückläßt.

Ich war Schauspielerin, Leontine Sängerin. Mir stand eine liebende Mutter stützend zur Seite. Leontine stand allein mitten in dem

wogenden Meere des Verderbens, denn ihre Eltern waren damals beide schon todt. Ach! Lassen Sie mich schweigen von den Erfahrungen, welche auf uns einstürmten. Nur andeutend will ich ihrer gedenken. Hatten wir geeignete Rollen, welche unserem Talent die Entfaltung gestatteten, so gefielen wir, aber leider war das erstere Anfangs nur sehr selten und dann gar nicht mehr der Fall, denn wir waren zu — dumm, begreifen zu wollen, daß es nicht genüge, seine Rolle mit Eifer zu studiren, sie mit Verständniß und begeisterter Hingabe auszuführen, sondern daß man auch außer der Bühne Forderungen an uns zu stellen sich berechtigt glaube.

Ich hatte sogar das Unglück, dem Director zu gefallen, zu dem ich bereits ein kindliches Vertrauen gefaßt hatte, da der alte stattliche, mit weißem Haar geschmückte Mann sich Anfangs so väterlich als möglich gegen mich geberdete.

Plötzlich jedoch fiel er aus seiner Rolle, gestand mir seine — sogenannte Liebe und hatte die Frechheit mir zu sagen, daß ich Alles, was mir nur gefiele, an seiner Bühne spielen solle für den kleinen Preis meiner — Ehre. Ich antwortete dem Elenden, wie er es verdiente, aber nun war es auch aus, er versuchte sogar mich Knall und

Fall zu entlassen. Als ich, gestützt auf juridischen Rath, Kraft meines Contractes mich dessen weigerte, ward ich zwar Siegerin in diesem Punkte, dafür aber so unterdrückt, wie es ihm seine fast unbeschränkte Macht nur gestattete. Allein ich wich und wankte nicht, er sollte nicht das Vergnügen haben, mich nun selbst den Platz räumen zu sehen. — Leontine erging es nicht viel besser als mir. — Dazu kam noch, daß ihre Verhältnisse und die geringe Gage ihr keinen großen Toilettenaufwand gestatten. Das Publikum jedoch verlangt unverständig genug einen solchen großen Aufwand, ohne zu fragen, woher der Armen die Mittel dazu kommen. Bei unserer Bühne war ein junges Mädchen, die von ihrer eigenen Mutter täglich verkauft wurde. Man wußte das und dennoch sah ich die ersten Damen der Stadt von ihren Moiré- und Sammtschleppen, von ihrer ganzen reichen Parüre entzückt, die, wie man wußte, mit der tiefsten moralischen und physischen Entwürdigung des noch nicht siebzehnjährigen Kindes bezahlt wurden. Das unglückliche Kind war ziemlich talentlos, und doch wurde sie von dem Director und einem Theil des Publikums mir und Leontinen vorgezogen. Die Frau eines andern Directors, welche eine sehr verständige Dame

war und mir wohlwollte, sagte einst zu meiner Mutter, als diese sich über die entsetzliche Corruption dieser Verhältnisse entrüstet aussprach: „Was wollen Sie, Madame, die Sache ist leider nun einmal so. Ihre Tochter paßt trotz allem Talent nicht für die Bühne und wird, so wie sie ist, niemals vorwärts kommen. Jenes Mädchen," sie nannte den Namen der Obigen, „wird schon ihren Weg machen, wenn sie nicht vorher untergeht, sie ist hübsch, weiß sich zu kleiden und gefällt einem Theil des Publikums, welcher in den meisten Fällen, das heißt an den meisten Bühnen wie diese, maßgebend ist und die Anderen, von denen der größte Theil kein eigenes Urtheil hat, mit fortreißt." Dieses und ähnliche Urtheile Unparteiischer bereiteten meinen endlich ausgeführten späteren Entschluß vor. Jenes Mädchen machte denn auch ihren Weg. Sie kleidete sich wie eine Fürstin und war ein lebendiges Musterbild der Mode für die Damen, denen sie die Anschaffung einer Modezeitung ersparte. Sie speiste im Kasino zu Mittag und unterhielt mit ihrer brillanten Laune, die auch dem schalsten Scherz noch eine pikante Seite — auf den Anstand freilich kam es dabei nicht an — abzugewinnen wußte, die ganze Tafelrunde

und vertrug die widerwärtigsten Schmeicheleien und dreistesten Anspielungen mit eiserner Stirn. Sie stellte die Schönheit ihrer Formen durch das gewagteste décolleté in das hellste Licht, soupirte mit den Offizieren, nahm Geschenke und empfing Jedermann, — das Ende war, man feierte sie in gewissen Kreisen wie eine Künstlerin par excellence, ihr künstlerischer Ruf drang weiter und weiter, und hätte sie nicht mit der sie charakterisirenden Dreistigkeit, auf ihren unverdienten Ruf pochend, es gewagt, später ein Gastspiel an einer großen norddeutschen Hofbühne zu versuchen, so würde sie sich dieses Rufes und der dadurch bedingten Stellung noch länger erfreut haben. — Dort aber waren jene Strömungen, denen sie ihr Emporkommen verdankte, zur Zeit nur von untergeordnetem Einfluß, es gab ein gebildetes, kunstsinniges Publikum, das diesen Gast entrüstet zurückwies. Es fehlte nicht viel, so wäre sie ausgepfiffen worden. Doch, verzeihen Sie, der Gegenstand riß mich hin, derlei Erbärmlichkeiten gehören ja nicht hierher. — Meine Stellung ward immer unhaltbarer, zuletzt blieb ich nur noch um Leontinens willen, die mit mir den letzten Rest von Anhalt verlor. Endlich trieb mich jedoch die Pflicht der Selbsterhaltung zu

einem Entschlusse. Dieser Unzahl von Intriguen und niedrigsten Erbärmlichkeiten, unter denen sogar am Ende die gemeinste Verleumdung nicht fehlen sollte, müde, verließ ich die Bühne und kehrte in das Haus meiner Eltern, in die weit geöffneten Arme meines lieben Vaters zurück, der die gute Mutter und mich, seinen Liebling, schwer entbehrt hatte, und nur um meiner leidenschaftlichen Begeisterung für die darstellende Kunst nicht in den Weg zu treten, seine Einwilligung zur Ergreifung dieses Berufes ertheilt hatte. Die pecuniären Opfer, welche er dafür gebracht hatte, waren für unser kleines Vermögen sehr groß gewesen und nun gänzlich verloren. —

Doch sie wurden verschmerzt, denn er hatte mich wieder, unberührt von der Fäulniß jener Zustände. In unserer glücklichen Häuslichkeit, umgeben von der innigsten Elternliebe, die mir jeden Wunsch an den Augen absah, verschmerzte ich bald die herben Enttäuschungen, die ich erfahren, die bitteren Demüthigungen, die mir nicht erspart geblieben. —

Nicht so glücklich war die arme Leontine la Mare. Für sie gab es keine geöffneten Arme, kein Vaterhaus nahm sie auf. Die Waise war auf sich selbst, und ihre Geschwister zum Theil

mit auf sie angewiesen. Sie mußte beharren auf dem einmal betretenen Pfade. Sie blieb und kämpfte, sie mühte sich ab für eine Gage, die kaum genügte, um anständig zu leben, und von der sie doch noch einen großen Theil ihrer Toilette für die Bühne, sowie ihre Privattoilette, die doch auch anständig, ja sogar elegant sein mußte, bestreiten und dabei auch noch ihren Schwestern hin und wieder eine kleine Unterstützung zukommen lassen sollte.

Mit Hilfe meiner ihr geschenkten Bühnentoiletten gelang ihr das, wie — ist mir freilich immer unbegreiflich gewesen, bis ich zuletzt erfuhr, daß es auf Kosten ihres Magens geschah, der nur Sonntags sich der Wohlthat warmer Speise erfreuen durfte. — An den übrigen Tagen lebte sie von Brod und etwas kaltem Fleisch, oft aber besaß sie auch das nicht und legte sich hungrig schlafen. Inmitten dieser entmuthigenden Umstände stand ihr der glückliche Leichtsinn einer durchaus heiter angelegten Natur und ein überaus sanguinisches Temperament hilfreich zur Seite. Sie besaß eine bewundernswerthe Elasticität des Geistes, die sie stets aufrecht erhielt.

So vegetirte sie zwei volle Jahre an jener Bühne, ohne nur einen Schritt vorwärts zu

kommen. Der Director mißbrauchte ihre hilflose Lage auf das Schändlichste und nutzte ihr Talent in jeder Richtung aus, ohne ihr doch je eine größere Partie anzuvertrauen, in welcher sie sich vielleicht die Gunst des Publikums gewonnen hätte. Stets beschäftigt, blieb ihr nicht einmal die gehörige Muße zum Studium, dessen der Künstler doch stets bedarf, übrig. Wagte sie es aber sich zu beklagen, so ward sie in der nichtswürdigsten Weise behandelt und ihr die Alternative sofortiger Entlassung in Aussicht gestellt, wenn sie sich weigere, ferner die Chor-, ja sogar die Figurantenrollen zu übernehmen, welche man ihr zumuthete. Allein dazu konnte sie es nicht kommen lassen, denn sie war in zweifacher Beziehung an die Stadt gefesselt. Einmal hatte sie einige kleine Schulden und dann war es ein Interesse des Herzens, das sie vorzüglich hier zurückhielt. Sie liebte und ward geliebt. Gelegentlich einer Reise in jene nicht ganz weit von der Residenz entfernte Stadt, hatte ein junger Mann von vornehmer Familie sie auf der Bühne gesehen, sich in sie verliebt und ihre Bekanntschaft gesucht. Bei ihrer gewohnten Zurückgezogenheit hatte er dies schwerer gefunden als er geglaubt, ihre Thür blieb wie Jedermann so auch ihm verschlossen

obgleich auch sie ihn bemerkt hatte und das Gefallen ein gegenseitiges war. Er versuchte Geschenke, Briefe. Erstere wies sie zurück, während letztere unbeantwortet blieben. Statt sie abzukühlen, steigerte dieser beharrliche Widerstand seine Leidenschaft für sie. Ein ernsteres Interesse für dies junge Mädchen, welches inmitten corrumpirter Verhältnisse so rein und unnahbar vor ihm stand, erwachte in seinem Herzen. Er hatte eine Woche bleiben wollen, er blieb einen Monat, um sich nach Ablauf desselben genau auf demselben Punkte zu befinden, von dem er ausgegangen war. Der einzige Fortschritt, den er gemacht, bestand darin, daß sie ein einzig Mal seinen Gruß erwiedert hatte. Aergerlich über sie wie über seine eigene Narrheit, reiste er mit dem festen Entschlusse, sie in alle Ewigkeit nicht wiedersehen zu wollen, ab. Die Ewigkeit dauerte gerade einen Monat. Nach einem heftigen Kampfe zwischen Verstand und Herz siegte das letztere, er kehrte wieder, glücklich schon, sie nur einmal auf der Bühne und gelegentlich auf der Straße sehen zu dürfen. Genug, nach einem ungleichen Kampfe von einem Jahre, während dessen alle Kraft auf seiner, alle Schwäche auf ihrer Seite war, denn ihr verrätherisches Herz nahm nur

zu sehr seine Partei, siegte er. Leontine ließ sich von seiner Liebe überzeugen und erwiederte sie kaum minder leidenschaftlich als er. Sie wußte, daß er noch lange nicht daran denken könne, sie heimzuführen, und daß um seiner Familie willen tiefstes Dunkel ihre gegenseitige Liebe decken müsse. Sie glaubte aber an seine Schwüre, Keine als sie ehelichen zu wollen, wie an das Evangelium und verharrte um seinetwillen in ihrer demüthigenden Stellung, da die Nähe der Residenz, in der er bei seinen Eltern lebte, ihm gestattete, sie so oft als nur möglich zu sehen, was allzu gefährlich für ihr Geheimniß gewesen sein würde, wenn sie selbst, nach der Hauptstadt übersiedelnd, an einer der dortigen Bühnen eine Stellung gesucht haben würde. Er war nach Männerart eifersüchtig und hätte sie gern ganz von der Bühne weggenommen. Allein sie liebte, trotz der Demüthigungen, welche sie ihr auferlegte, ihre Kunst und war auch zu stolz, ihren Unterhalt ihm verdanken zu wollen. Schon sein Vorschlag hatte sie außer sich gebracht und tief verletzt. Sie meinte, eine Annahme desselben müsse sie in Jedermanns Augen in die entwürdigende Stellung einer femme entretenue bringen, wogegen sie weder ihr reines Bewußtsein, noch die Un-

schuld ihres Bündnisses zu schützen vermöge. Es dauerte sogar sehr lange, bis sie ihm gestattete, durch kleine Geschenke und durch Bezahlung ihrer geringen Schulden ihre Lage wenigstens in etwas zu verbessern und sie hierin frei zu machen.

So blieb ihr Verhältniß durch zwei volle Jahre und kein noch so leises Zerwürfniß störte den innigen Zusammenhang ihrer Herzen.

Da kam die erste Störung in Gestalt einer scheinbaren Besserung von Leontinens Lage.

Ein berühmter Sänger kam nach der Stadt, um einige Abende am dortigen Theater zu gastiren. Er unterstand sich, einige von der Primadonna in der Rolle der Elvira in Mozarts Don Juan angebrachte höchst geschmacklose Verzierungen zu tadeln, was die capriciöse Dame, welche nach Art dieser Provinzialsängerinnen gewohnt war ihre Partien mit Verzierungen jedes Genres zu überladen, ihm gewaltig übel nahm und eine impertinente Erwiederung gab. Er replicirte ironisch und sie fingirte vor Aerger eine Ohnmacht. — Darauf erklärte sie krank zu sein und nicht weiter singen zu können. Sie pochte damit auf ihre Unentbehrlichkeit und glaubte, der berühmte Gast müsse sich nun demüthigen und sie ganz ergebenst bitten, weiter zu singen. Allein

der Sänger kehrte ihr lachend den Rücken, nachdem er ihr spöttisch gute Besserung gewünscht, und fragte den Director, ob denn nicht eine andere Dame die Rolle übernehmen könne. Doch dieser, in heller Verzweiflung und voller Angst, nunmehr die brillante Einnahme, welche ihm das Auftreten des berühmten Gastes bringen mußte, vielleicht zu verlieren, verneinte entschieden und war schon im Begriff, sich nöthigenfalls der erzürnten Donna Elvira zu Füßen zu werfen, als Leontine, sich ein Herz fassend, vortrat und den Sänger, dessen Augen wohlgefällig auf ihrer schönen Gestalt und dem lieblichen, erröthenden Antlitz ruhten, mit bescheidenen Worten bat, ihre Fähigkeit, in die seit langer Zeit studirte Rolle einzutreten, prüfen zu wollen.

Der Director schrie sie scheltend an und nannte ihre bescheidene Bitte unverschämte Aufdringlichkeit, aber der Sänger trat dazwischen, befahl ihm ziemlich unhöflich still zu sein und versicherte, wenn die junge Dame nur zu singen verstehe, sei ihm diese Donna Elvira tausendmal lieber als seine capriciöse, detonirende dicke Primadonna. Mit einigen gütigen Worten Leontine ermuthigend, winkte er dem Kapellmeister und dieser gab den

Musikern das Zeichen zum Beginn der großen Arie Elvirens: „Mi trati di quell' alma ingrata".

Leontine sang. Anfangs bebend und schüchtern, erhob sich doch allmälig ihre Stimme aus den Banden der Angst und Befangenheit und schwebte frei und voll süßesten Wohlklanges über den Harmonien der discreten Begleitung. Als sie geendet hatte und schüchtern mit ihrem ängstlichen Blick das Antlitz des Sängers suchte, begegnete sie den freundlichsten Mienen und er selbst gab das Signal zu dem Applaus, an dem sich die Musiker nebst sämmtlichen Chormitgliedern und vielen Sängern betheiligten. Der Sänger erklärte nun dem Director, daß er entweder nur mit dieser Donna Elvira, oder gar nicht singen werde. Dem Director blieb nichts Anderes übrig als einzuwilligen und Leontine diese Rolle zu überweisen. — Sie war überglücklich. Der Abend der Aufführung kam, sie sang und gefiel trotz der Partei der Primadonna ausnehmend. Der einen Rolle folgten noch zwei andere, und zwar die Gräfin in Figaro's Hochzeit und Margarethe von Valois in den Hugenotten.

Zum Tode erschöpft von der ungewohnten Anstrengung, aber doch geistig gehoben und von tiefster innerer Freude erfüllt, setzte sich Leontine

hin, um dem Geliebten ihr übervolles Herz wenigstens brieflich auszuschütten und ihm das glückliche Endresultat jener drei Abende: ein Engagement unter günstigen Bedingungen, wenn auch nur vorläufig für zweite Rollen, welches ihr der berühmte Sänger selbst ausgewirkt und für sie abgeschlossen hatte, zu melden.

Dieser Brief erhielt keine Antwort. Einige Wochen später kam der Geliebte selbst und der unangenehme Grund seines Schweigens ward ihr offenbar. Er war eifersüchtig auf den Sänger und beargwöhnte die Geliebte. Das erste Zerwürfniß war fertig. Zwar folgte bald genug die Versöhnung, jedoch in Beider Herzen blieb ein Stachel zurück und der bisher ruhig dahinfließende Strom der Liebe begann einen stürmischeren Charakter anzunehmen.

Leontinens pecuniäre Lage hatte sich zwar gebessert, ihre Stellung jedoch nur scheinbar. Die erste Sängerin, welche ihr jene drei Abende nicht vergessen konnte, machte ihr das Leben nach Möglichkeit schwer, sprengte Verleumdungen über ihr Verhältniß zu dem berühmten Gaste aus und zog auch Leontinens intime Verbindung mit einer geheimnißvollen Persönlichkeit, die sich zuweilen in der Stadt aufhielt, ohne daß man mehr als den

Namen erfahren konnte, mit herbei, um diese Verbindung ganz in den Schmutz zu zerren.

Damit noch nicht zufrieden, beeinflußte die intriguante Person sämmtliche übrige Mitglieder der Bühne, die gern mit der boshaften Zunge auf gutem Fuße lebten, daß auch sie sich gegen Leontine wendeten. Um aber dem Ganzen die Krone aufzusetzen, standen auch sämmtliche Kritiker, welche zur Klasse der Käuflichen gehörten, mit der gutzahlenden Dame im engsten Zusammenhange, lobten, was sie gelobt wissen, und verdonnerten, was sie verdonnert haben wollte.

Unter solchen Umständen litt Leontine ganz unbeschreiblich, doch sie harrte tapfer aus und wartete, bis wieder ein gütiges Geschick sich ihrer erbarmen werde. Zum Herbst kam der Sänger wieder, der sich diesmal gleich ausbedungen hatte, daß nur Leontine la Mare die weiblichen Hauptpartien bei seinem Auftreten singen dürfe. Die Primadonna wich diesmal allem Aerger aus, indem sie so lange auf Urlaub ging.

Ohne daß Leontine davon eine Ahnung gehabt, wohnte der Generalintendant der königlichen Oper von *, deren beliebtestes und einflußreichstes Mitglied der berühmte Gast war, auf Veranlassung desselben ihrem Auftreten bei.

Ein glänzendes Engagement in einer süddeutschen Residenz war das Resultat der Prüfung, die sie bestanden, ohne davon zu wissen.

Wer war glücklicher als Leontine! Nur allein der Gedanke an die dadurch bedingte weitere Trennung von dem Geliebten trübte ihr Glück. Doch auch darüber tröstete sie sich mit der Hoffnung, daß es nun vielleicht eher gelingen werde, die Einwilligung seiner stolzen Familie zu ihrer Verbindung mit ihm zu erhalten. Die erste Sängerin einer Hofbühne ersten Ranges, deren tugendhaftem Wandel die allgemeine Achtung nicht fehlen konnte, war doch eine andere Partie, als das gesangliche Aschenbrödel einer kleinen Provinzialbühne. Diese hochfliegenden Hoffnungen sanken mit einem Schlage zusammen, als nüchterne Ueberlegung, welche auf den Glücksrausch folgte, in welchem sie, beeinflußt von den angedeuteten Hoffnungen und dem dringenden Rathe des Sängers den Contract unterschrieben, ihr den Gedanken nahe brachte, ob ihr Geliebter diese Selbstbestimmung ohne seinen Rath auch gut heißen und den gethanen Schritt billigen werde. Er war in der Stadt anwesend, es wäre so leicht gewesen, ihn, der wie gewöhnlich im tiefsten Dunkel einer Gitterloge der Auf-

führung beigewohnt hatte, vorher zu befragen. Doch sie hatte im Taumel ihrer Freude daran nicht gedacht.

Von solchen Gedanken bewegt und bedrängt, fuhr sie nach Hause, wo er, wie sie wußte, schon ihrer harrte, sicher ohnedem ärgerlich, sie länger als sonst ausbleiben zu sehen.

Sie hatte sich nicht getäuscht mit ihrer Befürchtung einer Scene. Er empfing sie zu ihrer Ueberraschung bereits mit den heftigsten Vorwürfen, sie sollte zu feurig gespielt und dem Sänger, der bei dem großen Vorzuge seiner herrlichen Stimme auch noch ein schöner Mann war, zu natürlich umschlungen haben und was dergleichen kleine Wahrnehmungen eines von Eifersucht getrübten Auges mehr waren.

Als aber Leontine endlich des abgeschlossenen Contractes zu gedenken wagte, wüthete ihr Geliebter förmlich, seine Beschuldigungen häuften sich, und schließlich verbot er ihr den Contract anzutreten.

Leontine war ohnedem nervös aufgeregt und behauptete mit äußerster Festigkeit ihr unveräußerliches Recht freier Selbstbestimmung, das sie niemals aufgeben werde. Ein regelrechter Zank war fertig.

Nach Erschöpfung gegenseitiger Leidenschaft einigte man sich allerdings wieder, aber diese Versöhnung trug Verderben in ihrem Schooße — Leontine beweinte am Morgen ihre gefallene Tugend.

Sie hatte ihren Contract erst im Frühling anzutreten und blieb den Winter durch noch an ihr jetziges Engagement gefesselt. Den ganzen Winter über verließ ihr Geliebter sie kaum und wußte sie durch das eidliche Versprechen, bis Mitte des Sommers alle Wege zu ebnen und sie als Gattin in sein Haus zu führen, zu beschwichtigen.

Vielleicht war es ihm damals Ernst damit, vielleicht war er aber auch schon damals der Schurke, als welcher er sich später zeigte.

Leontine glaubte an ihn, wie an Gott, und gestattete ihrer Leidenschaft für ihn alle Schranken, welche sie noch trennten, zu durchbrechen. Sie, die für andere Männer Unnahbare, gehörte ihm an und hätte in ihrer Verblendung vielleicht selbst den Schleier des Geheimnisses verschmäht, wenn er ihn nicht, ob um ihretwillen oder um seiner selbst willen blieb unentschieden, ängstlich festgehalten hätte. Genug, sie lebte wie in einem Liebestaumel dahin und vergaß Alles

über ihn. Dabei verging ihr die Zeit wie im Traume, und endlich trennte man sich unter tausend Thränen, Betheuerungen und Schwüren.

Leontine trat ihre neue Stellung an, hatte Glück und gefiel. Ja, sie gefiel zu sehr, denn der Prinz von V—, ein weitläufiger Verwandter des Königs, obgleich von diesem hohen Herrn wegen seiner Ausschweifungen verachtet und so viel wie möglich gemieden — verliebte sich in sie, ließ ihr Anträge machen, die sie mit Abscheu verwarf, und begann ihr dann in jeder Weise nachzustellen. So ward auch hier alsbald ihre Stellung trotz allen äußern Glanzes eine äußerst schwierige, und Leontine begann trotz ihrer Triumphe die Zeit herbeizusehnen, welche sie diesem heißen Boden, der ihre Sohlen verbrannte, entrücken und in die Arme des Geliebten, in den sichern Port seines Hauses führen sollte. Dazu kam noch, daß ihre Gesundheit zu leiden und gewisse Anzeichen sie zu mahnen begannen, es sei die höchste Zeit, daß das Schild der Ehe den begangenen Fehltritt decke und die Frucht der Liebe unter ihrem Herzen legitimire. Sie begann der Zeit Flügel zu wünschen, die sie an das ersehnte Ziel tragen könnten.

Inzwischen waren die zärtlichsten Briefe die Vermittler zwischen den Liebenden. Der Geliebte sprach geheimnißvoll von einer Ueberraschung, welche ihr mit seinem Kommen werden solle und berichtete das günstige Fortschreiten seiner Vorbereitungen. Seine Familie stehe, überzeugt von seinem ernstlichen, festen Wollen, im Begriff, nachzugeben, nur seine stolze Mutter, deren hohen Sinn er gleichwohl hoch verehre, zögere noch und habe die eingehendsten Erkundigungen über das vergangene und gegenwärtige Privatleben der Geliebten als letzte Bedingung ihres endlichen Nachgebens geltend gemacht. Leontine war zufrieden und durfte ruhig einem Resultate entgegensehen, das, wenn die Prüfung, wie ihr Geliebter ihr versichert, von einem durchaus unbefangenen und wohlwollenden Manne unternommen wurde, nicht anders als günstig sein konnte, sobald man ihr Verhältniß zu dem geliebten Manne ausnahm. Da blieben plötzlich auf ihre Briefe die Antworten aus, und eines Tages, sie war gerade einer schlau angelegten Nachstellung des Prinzen beinahe zum Opfer gefallen, lag sie, nach Hause zurückgekehrt, weinend vor Aufregung und Entrüstung auf dem Ruhebett, als sich die Thür plötzlich öffnete und ihr Geliebter vor ihr

stand. Sie sah nicht sein wuthverzerrtes Gesicht, nicht die grimmig funkelnden Augen. Jubelnd sprang sie auf und wollte sich in seine Arme stürzen, er aber stieß sie von sich, daß sie taumelnd zu Boden stürzte, und überhäufte sie in maßloser Wuth mit Beschuldigungen, die sie nicht verstand, nannte sie mit einem Namen, der ihr Blut erstarren ließ, indem er ihr zugleich einen Schrei tiefster Empörung entriß, stieß endlich, da sie seine Kniee umklammerte, mit dem Fuße nach ihr und stürzte fort.

Leontine raffte sich auf. Ueberzeugt, daß hier ein Mißverständniß zu Grunde liegen müsse und es ihr leicht gelingen werde, den mit der Zeit ruhiger gewordenen Geliebten von seinem Unrecht zu überführen, ließ sie in allen Hotels, in jedem Chambre garni nach ihm forschen. Vergebens, Niemand kannte den Namen, Niemand vermochte die kleinste Auskunft zu geben. Sie nahm Urlaub und reiste nach der norddeutschen Stadt, in der er bei seinen Eltern lebte. Dort mußte seine Adresse doch zu erfahren sein, wenn auch ihre Briefe nur poste restante dahin gingen. Auch das war umsonst. Die wenigen Personen dieses Namens, welche die Adreßbücher und die

Wohnungsregister aufwiesen, waren wildfremde Menschen.

Die unglückliche Leontine mußte endlich die Ueberzeugung gewinnen, daß ihr Verführer ihr einen falschen Namen angegeben und sie das Opfer eines Betrügers geworden sei, der nun, nachdem er sein Spiel gewonnen, um sie los zu werden, Zweifel an ihrer Treue fingirte, um das Recht zu gewinnen, sie von sich zu stoßen.

Diesen Schlag vermochte die Aermste nicht zu ertragen. Im Tode suchte sie Vergessen und Zuflucht für ihre Schmach. Sie schickte ihre Koffer an den Freund, den Sänger, unterrichtete ihn von ihrem Elend und ihrer Absicht, schnitt die Namen aus ihrer Wäsche, reiste scheinbar ab und am Abend fischte man sie noch lebend aus dem Flusse.

Man brachte die Unbekannte in das Spital. Dort genaß sie, blieb aber so schwach, daß man sie, die beharrlich die Angabe ihres Namens verweigerte, dabehielt und sie erst, nachdem sie etwas vorzeitig einem Mädchen das Leben gegeben, mitsammt dem Kinde völlig wieder hergestellt, entließ. Ihr Freund, der Sänger, war sofort nach Empfang ihres Schreibens herbeigeeilt und es war ihm gelungen, sie aufzufinden. Mittelst der Erzählung ihres Unglückes

an den Oberarzt des Spitals, war es ihm gelungen, diesen Mann für sie zu interessiren, so kam es, daß sie völlig unbehelligt von der Polizei blieb.

Sie übergab ihr Kind der Pflege einer jungen Wittwe und reiste nach * zurück, wo ihr Freund die längere Abwesenheit mit ihrem Erkranken bei Verwandten, die sie besucht, vor der Intendanz gerechtfertigt hatte.

Dort wartete ihrer eine fürchterliche Entdeckung. Von der Erkältung bei ihrem Selbstmordversuch, vielleicht auch von dem Kummer, hatte sie die Stimme verloren, die Aerzte erklärten, für immer.

Sie war zu kurze Zeit engagirt gewesen, um Anspruch auf Pension zu haben, so ward sie einfach mit einem Vierteljahrsgehalte entlassen. Das Gesuch um einen kleinen Gnadengehalt, welches der Sänger für sie bei der königlichen Privatchatoulle anbrachte, ward abschläglich beschieden, da die starre Tugend der Königin der jungen Sängerin den Fehltritt nicht vergeben konnte, dessen Kunde sich doch, ohne daß man wußte wie, in die Oeffentlichkeit verbreitet hatte. Die Mutter ohne Gatten mochte mit ihrem Kinde verhungern oder sinken, tief und immer tiefer.

Die christliche Tugend der ersten Frau im Staate war doch nicht durch Unterstützung einer armen durch Liebe Gefallenen befleckt worden. Das war die Hauptsache.

Leontine nahm nun, da sie nichts mehr zu schonen hatte, ihr geliebtes Kind zu sich, und das fröhliche Gedeihen des kleinen Geschöpfes besänftigte etwas den Schmerz und den tiefen Kummer über ihr verlorenes Leben. Sie lebte äußerst eingezogen und sparsam und versuchte durch Unterrichtgeben ihr Leben zu fristen. Aber Niemand wollte der Mutter ohne Gatten die Töchter anvertrauen, wenigstens Niemand, der zahlungsfähig war. Leontinens Geld ging zu Ende. Sie verkaufte das Beste ihrer Habe und versuchte nun, auf die höhere Stellung einer Lehrerin schmerzvoll verzichtend, durch weibliche Arbeiten sich Verdienst zu schaffen. Allein auch das mißlang, directe Arbeit konnte sie nicht erlangen, und Fabrikanten verlangten ihre Arbeit im eigenen Hause. Aber einmal vermochte sie sich nicht von ihrem Kinde zu trennen, und dann war es ihr auch unmöglich, mit jener niedern Klasse weiblicher Wesen, welche sich solcher Arbeit hingaben, zusammen zu arbeiten.

Endlich bekam sie nach langen Bitten Arbeit,

aber ach, sie war zu ungeübt; wenn sie arbeitete vom Morgen bis zum Abend, so verdiente sie kaum das Brot, dessen sie bedurfte.

Zu allem Unglück war nun auch noch ihr letzter Freund, der Sänger, der sie unterstützt hatte, so weit die Rücksicht auf seine eigene zahlreiche Familie es gestattete, jetzt gezwungen, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Seine Frau war, von guten Freundinnen aufgestachelt, eifersüchtig geworden, und Leontine selbst beschwor ihn nach einer schmerzlichen Scene mit der Eifersüchtigen, sich, um seinen Hausfrieden zu retten, von ihr zurückzuziehen.

Nun stand sie ganz allein und verlassen. Ich war um jene Zeit bei einer Tante in Rußland, sonst würde sie, wie sie mir sagte, meine ehemalige Freundschaft angerufen und aus der Tiefe ihrer Noth mich um Hilfe angefleht haben. Ach! sie war es jetzt nicht allein, welche unter der bittersten Noth litt, ihr geliebtes Kind, ihr letzter Trost litt mit ihr, obgleich sie sich selbst Alles entzog, um es ihm zu geben. Dennoch, dennoch mußte sie mit verzweifeltem Schmerze die zarten Glieder abmagern, auf dem bleichen, klein und kleiner werdenden Gesichtchen jenen entsetzlichen Schmerzenszug des Hungers erscheinen, aus den

größer gewordenen schönen Augen jenen Ausdruck thierischer Gier leuchten sehen, der uns bei hungernden Kindern so überaus schmerzvoll ergreift.

Bisher hatte sie allen Anträgen des Prinzen, der es noch nicht müde war sie zu verfolgen und der jene immer von Zeit zu Zeit wiederholen ließ, widerstanden. Jetzt starb ihr Kind vor Hunger, und das Mutterherz siegte, sie gab nach, um ihr Kind zu retten.

Ihr Kind, ihre Hertha mußte gerettet werden, was lag an ihr? War sie doch bereits in der Menschen vorurtheilsvollen Augen das, was sie nun erst zu werden sich nach langem, qualvollem Kampfe entschlossen hatte. Bisher hatte sie das Bewußtsein, mit Schiller's Maria von sich sagen zu können: Ich bin besser, als mein Ruf; doch was hatte ihr dies Bewußtsein genutzt, war sie, war ihr Kind, ihr geliebtes, süßes kleines Kind nur einmal satt davon geworden? —

Allein Leontine kannte den Charakter des Mannes, mit dem sie es zu thun hatte. Sie wußte, jetzt war seiner Begierde, sie endlich zu besitzen, nichts zu hoch, nichts zu kostbar. War sie sein, so würde er ihrer bald überdrüssig werden und sie von sich schleudern, ohne nur im

Mindesten für sie zu sorgen. Mußte sie fallen um ihres Kindes willen, so sollte wenigstens diesem der Preis der Schande seiner Mutter nicht verkümmert werden; deshalb war sie entschlossen, die Sache geschäftsmäßig anzugreifen. Vorerst wollte sie noch einmal versuchen, an den Edelmuth des Prinzen zu appelliren. Sie schrieb ihm einen rührenden Brief, entdeckte ihre ganze Lage, obgleich sie wohl wußte, daß ihm davon nichts verborgen war — und bat ihn um des Erlösers willen, ihr die Schande zu ersparen und ihrem Kinde einen kleinen Gnadengehalt zu geben, damit es leben könne. Sie versprach immerdar für ihn beten und ihr Kind in tiefster Verehrung und Dankbarkeit für den väterlichen Wohlthäter erziehen zu wollen. Die Antwort auf diesen mit ihrem Herzblute geschriebenen rührenden Brief war ein zärtliches Briefchen und eine Collection der kostbarsten Kleider und Toilettengegenstände und die Bitte, ihm die Stunde zu bestimmen, in der sie ihn zu empfangen gedenke. Der Würfel war gefallen, der letzte Appell an das Herz des Elenden war vergebens.

Leontine kleidete sich in die kostbaren Gewänder und all' ihre Kunst zu Hilfe rufend, wußte sie ihn bei diesem ersten Höflichkeitsbesuche so für

sich einzunehmen und seine Begier sie zu besitzen so sehr zu steigern, daß er blindlings in Alles willigte, was sie als Preis ihrer Person verlangte.

Sie verkaufte sich um eine lebenslängliche Rente von tausend Thalern für ihr Kind. Schon am andern Tage gelangte die gerichtlich beglaubigte Schenkung des Prinzen in ihre Hände. Sie fuhr zu einem berühmten Rechtsanwalt, der ihr in früheren, glücklichen Tagen einige Theilnahme gezeigt, und ließ das Document prüfen. Es war vollkommen in Ordnung und in jeder Beziehung bindend für den Prinzen sowohl wie für dessen einstige Erben.

Leontine ließ das Document bei der Obervormundschaftsbehörde für ihr Kind deponiren, dann nahm sie einen herzzerreißenden Abschied von der kleinen Hertha und sandte sie mit zwei Briefen in die Wohnung des Sängers, ihres Freundes.

Der Sänger eilte, begleitet von seiner durch den an sie gerichteten Brief tiefgerührten und von ihrem Unrechte überzeugten Frau, zu Leontine, um ihr die tröstliche Nachricht zu bringen, daß sie Beide nicht nur ihre Kleine innerhalb der von ihr selbst bezeichneten Grenzen als ihr Kind an-

nehmen, sondern auch sie in alter Freundschaft in die Familie aufzunehmen bereit seien. Allein wie so oft kam auch hier der gute Entschluß zu spät. Leontine war bereits mit dem Prinzen nach Italien abgereist.

Zwei Jahre lebte sie dort bei ihm, so lange hielt sich wider ihr eigenes Erwarten seine Leidenschaft für sie, die ihm täglich sagte, daß sie ihn hasse und verachte, auf gleicher Höhe, bis er sie endlich einmal im Zorne über ihre Kälte an einen Freund verschenkte. Zwar bereute er es bald und bot dem Freunde große Summen für sie, aber Leontine weigerte sich zu ihm zurückzukehren. Im Uebrigen ließ sie, deren Herz beim Abschied von ihrem Kinde gebrochen war, Alles über sich ergehen, denn ihr war das Leben gleichgültig geworden, und so sank sie endlich von Stufe zu Stufe, weil ihr die innere moralische Kraft fehlte, sich aus dem Schlamme wieder zu erheben.

Sie wollte todt sein für die Welt. Niemals hat sie ihrem Freunde ein Lebenszeichen gegeben, niemals ihr Kind, dessen Anblick und Liebe sie sich nicht mehr würdig fühlte, wieder gesehen. Ihrem, in jenem Briefen ausgedrückten Wunsche gemäß, wurde Hertha von den Freunden in dem

Glauben auferzogen, sie sei eine elternlose Waise. Jetzt befindet sie sich, wie ich auf eine Erkundigung von Seiten des Sängers erfuhr, in einem Erziehungsinstitut in der Schweiz, zusammen mit dessen ältester Tochter. Dies, Frau Gräfin, ist die Geschichte jener unglücklichen Frau, welche dieselbe mir theils selbst erzählte, während ich das Uebrige aus Tagebuchblättern entnahm, die sie aus früherer Zeit aufbewahrt hatte. Sie starb in meinen Armen, und das wie die Aufnahme der Aermsten will man mir zum ewigen Vorwurf machen." — So schloß die Präsidentin ihre Erzählung.

Die Gräfin erwiederte: „Sie haben wie immer auch hier edel gehandelt, aber meine liebe kleine Frau, Ihre bürgerliche Erziehung — ich kann Ihnen das schon sagen, denn Sie wissen, wie lieb ich Sie habe und daß Ihre Geburt in meinen Augen kein Fehler ist — läßt Sie noch immer zu achtlos über die in der großen Gesellschaft geltenden Dehors hinweggehen, ohne ihnen die gehörige Beachtung zu schenken. Wir leben nun leider einmal in einer Welt des Scheines und müssen uns darnach richten. Sie haben ja täglich Beispiele vor Augen, daß einzelne Frauen der großen Gesellschaft, welche im Grunde nicht

besser, ja eigentlich viel verderbter als jene arme Gefallene sind, denn sie trieb nicht bittere Noth, sondern die gemeinste Begier zur Verletzung der dem Weibe gezogenen, sittlichen Schranken, dennoch sich scheinbar geachtet mitten in der Gesellschaft, sicher vor jeder lauten Verdammung bewegen. Fragen Sie nach dem Grunde dieser auffallenden Duldsamkeit, so werden Sie hören, daß jene Frauen es trotz alledem verstanden, nie die Dehors zu verletzen, daß sie zu scheinen wissen, was zu sein sie längst aufgehört. Auf der andern Seite finden Sie wieder Frauen, die im Grunde ganz unschuldig sind, der allgemeinen Verdammung und Verachtung preisgegeben, nur weil sie unvorsichtig den Schein, den Jene stets festhielten, verletzten oder mißachteten. Machen Sie aber nur kein so ängstliches Gesicht, Ihr Fall gehört nicht in die letzte Kategorie, er bedarf nur einer kundigen Hand, um, in das rechte Licht gestellt, Ihnen eine Erhöhung der allgemeinen Achtung einzubringen, der Sie, mein kleiner Liebling, so würdig sind, trotz ihrem lieben kleinen, echt bürgerlichen Trotzkopfe." Ein leichter Schlag von der weichen Hand der wohlwollenden Frau vervollständigte ihre Rede.

Die Präsidentin beugte sich mit ihrer hohen

stolzen Gestalt hinüber zu der kleinen corpulenten Gräfin, und die Sammthand haschend, drückte sie ihre frischen Lippen darauf, indem sie hinzufügte: „Die Kleine dankt ihrer gütigen Beschützerin für die gnädige Strafe und möchte gern wissen, wie diese gütige Frau das anzufangen gedenkt, was sie ihr so lockend in Aussicht stellt."

„Ach was! Kinder brauchen nicht Alles zu wissen," erwiederte Jene scherzend, fügte aber ernsthaft hinzu: „Ueberlassen Sie nur mir Alles. Diese traurige Geschichte soll Ihnen, wie ich hoffe, sogar die Anerkennung Ihrer Majestät und somit eine festere Stellung in der Gesellschaft bringen."

Die Präsidentin erröthete tief, sagte aber erst nach einer längeren Pause, während welcher auch die Gräfin schwieg und ihren Operationsplan zu überdenken schien: „Um meines Gatten und meiner Schwiegermutter willen füge ich mich Ihren Absichten. Doch, ich kann es Ihnen nicht verhehlen, gnädige Frau, mir persönlich widerstrebt es tief, aus meiner natürlichen, ja pflichtmäßigen Theilnahme an dem traurigen Geschick meiner unglücklichen Jugendfreundin zu meinem Nutzen Capital schlagen und mir dadurch in einer Gesellschaft sichere Stellung verschaffen zu lassen,

in der man meine bürgerliche Geburt und den reinen Namen meiner hochachtbaren Eltern als Brandmal zu betrachten scheint, das mich eigentlich von Rechtswegen aus ihrem Kreise ausschließen sollte."

„Ah bah! mein liebes Kind, Sie müssen nicht übertreiben und gar zu empfindlich sein. Lachen Sie doch lieber über jene noch im neunzehnten Jahrhundert in ihren bornirten adelichen Hochmuth verrannten Narren. Diese Menschen verkennen ihre Zeit, und diese wird über sie hinweggehen, wenn sie es nicht noch in der letzten Stunde lernen werden sich ihr anzupassen. Doch — Sie haben mir den Namen jenes Elenden nicht genannt, hat die Unglückliche ihn verschwiegen?"

„Nein. Da er jedoch falsch ist —"

„Thut nichts —" fiel die Gräfin ein. „Trotzdem mag er vielleicht auf die Spur des Schurken und zu seiner Entlarvung führen, zu der ich mit Freuden meine Hand leihen würde. Wer weiß, vielleicht erfreut er sich heuchlerisch der allgemeinen Achtung. O, mit welcher Lust würde ich ihm die Heuchlermaske vom Antlitz reißen! Also, mein liebes Kind, nennen Sie mir nur immer den falschen Namen."

„Er nannte sich James Griffith."

Bei Nennung dieses Namens schien ein elektrischer Schlag die Gräfin zu durchzucken, sie fuhr von ihrem Sitze empor, sank aber leichenblaß sogleich wieder zurück und stammelte mit versagender Stimme: „Wie — wie sagten Sie? Bitte, noch einmal nennen Sie den — den Namen.“

„James Griffith,“ wiederholte die Präsidentin, auf das Aeußerste betroffen über die Aufregung der weltgewandten Dame, die so völlig fassungslos ihr gegenüber saß.

Jetzt schoß eine glühende Röthe in das erbleichte Gesicht, und der heftig arbeitenden Brust entrangen sich keuchend die Worte: „Gott! mein Gott! welch' Verhängniß!“

„Sie kennen den Namen, Frau Gräfin?!“ rief voll Spannung die Präsidentin. „Nennen Sie mir Den, der sich seiner bediente, um ein unschuldiges Mädchen zu bethören.“

„Nein — ja — ich — ich — o Gott! Gönnen Sie mir nur Zeit, nur einen Moment der Sammlung — die Bewegung erstickt mich — ich — ich weiß kaum, was ich rede —“ stammelte die Dame, ihr Flacon öffnend, um sich seiner zu bedienen.

Nach einer langen Pause begann sie ruhiger:

„Ich kenne allerdings diesen Namen. Der — der ihn einst trug — stand mir nahe. Allein nie hätte ich geglaubt, daß — Nein, es kann nicht — kann nicht sein!“ unterbrach sie sich selbst energisch, fast schreiend. „Es ist unmöglich — nicht so — nicht so kann es sein, als die Unglückliche es geschildert.“

„Wie? Sie glauben doch nicht, daß die Aermste im Angesichte des Todes log?“ fragte entrüstet die Präsidentin.

„Nun nein, das nicht — das gerade nicht — und dennoch — o ich weiß nicht, was ich denken soll,“ murmelte die Gräfin, mit seltsamer Beharrlichkeit vermeidend, der Präsidentin Blick zu begegnen.

„Lebt jener Mann noch?“ fragte diese.

„Ne — in —“ kam es zögernd und verlegen aus ihrem Munde, die Präsidentin vom geraden Gegentheil überzeugend.

„Doch nun, Liebe —“ setzte die Gräfin hinzu, sich mühsam erhebend, „gestatten Sie mir, mich zurückzuziehen. Ich bin so angegriffen von dem Allen, daß meine Glieder wie im Fieber zittern. Wollen Sie mich bei der gnädigen Frau Mutter entschuldigen, daß ich gehe, ohne mich von ihr zu verabschieden? Vielleicht besucht sie mich später,

was mir sehr angenehm sein und mich zerstreuen würde. Wir selbst, mein liebes Kind, sprechen schon weiter über die Sache."

Als am Nachmittag die Baronin in der Wohnung der Gräfin erschien, war nach der Begrüßung deren erste hastige Frage die: „Wann kommt Ihr Sohn, der Präsident?"

„O, der ist schon seit heute Morgen da. Sie, liebe Freundin, waren kaum fortgefahren, als er ankam. Elisabeth war wie närrisch vor Entzücken über seine Ankunft. Aber was haben Sie denn? Sie entfärben sich ja auffallend. Ist Ihnen ernstlich unwohl, liebe Anna? Kann ich Ihnen irgend etwas reichen?"

Die Gräfin nahm sich zusammen und erwiederte: „Ach, meine Liebe, hegen Sie keine Sorge um mich, es ist schon vorüber. Aber, sagen Sie, Elisabeth wird doch nicht etwa ihren Gemahl gleich mit der Geschichte jener Unglücklichen zu unterhalten den Einfall haben? Apropos! kennen denn Sie selbst diese Geschichte und den Namen des Verführers?"

„O nein, durchaus nicht. Ich liebe die Kenntniß derartiger Nachtseiten der Gesellschaft nicht. Ich habe mich mit einer kurzen Andeutung begnügt, welche mir Elisabeth, wie immer meine

Eigenheiten schonend, gab. Dies genügte mir, um mich zu überzeugen, daß jene Arme mehr unglücklich als schuldig war, und mich mit der unvorsichtigen Handlungsweise meiner geliebten Schwiegertochter wenigstens einigermaßen auszuföhnen. Nun, hoffentlich werden wir mit Ihrer Hilfe, liebe Anna, die Verleumdung zu bekämpfen wissen, welche jetzt es wagt, ihr giftiges Haupt gegen die arme Elisabeth zu erheben. Sie wissen, wie herzlich ich sie liebe und wie tiefen Dank ich ihr schuldig bin, denn sie allein hat meinen Heinrich aus der Schwermuth gerettet, der er nach einer unglücklichen Liebe zu einer Unwürdigen, die ich Ihnen damals andeutete, so lange verfallen war, und die er nach allem Umherirren in fremden Ländern in aller Stärke wieder heimgebracht. Er wäre darin untergegangen, wenn nicht diese neue Liebe zu Elisabeth und deren volle ganze Erwiederung ihn noch gerettet und so überaus glücklich gemacht hätte. Dafür betet er aber seine schöne gute Frau förmlich an und es wäre, selbst wenn sie ihm den faux pas, zu dem sie ihr vortrefflich Herz hingerissen, sogleich mittheilen sollte, nichts zu fürchten. Er würde ihr sicher sofort verzeihen, wie unangenehm er auch im ersten Moment davon berührt sein mag,

denn Sie wissen ja, welchen Werth er auf das stete Festhalten der Dehors legt."

„Ja, allerdings, das weiß ich und kann es ihm nicht verdenken, daß er den Schein hochhält, den Schein, der so oft die tiefste Verderbniß eines corrumpirten Charakters verbergend, ihn im Lichte der höchsten Achtbarkeit erscheinen läßt."

Erstaunt blickte die Baronin die Freundin an. „Wie bitter Sie das sagen! — Sie sind doch krank, denn diese nervöse Aufregung, diese Herbe und Bitterkeit sieht Ihrem sonstigen Wesen gar nicht ähnlich."

„Nein, krank bin ich nicht. Aufgeregt? — Nun ja, das bin ich und ein Wunder ist es jedenfalls nicht. Liebe Freundin, ich muß Ihren Sohn sofort sprechen, ich — ich bedarf seiner, bitten Sie ihn, mich noch heute — mich — am besten sogleich zu besuchen."

Kopfschüttelnd erhob sich die Baronin und versetzte: „Ja warum sagen Sie das nicht gleich? Ich werde meinen Sohn sofort benachrichtigen, denn ich sehe wohl, Sie leiden mehr als Sie gestehen wollen. Sollten Sie aber nicht auch einen Arzt brauchen?"

„Nein, das nicht. Seelenarzt wird Ihr Sohn

mir sein. Gehen Sie, Liebe, und bitte, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen nicht die Ursache meiner Aufregung jetzt anvertraue. Aber es betrifft diese eine Familienangelegenheit, die — die —"

„Bitte, nicht weiter, liebe Anna —" fiel die Baronin ihr in die Rede. „Ich begreife vollkommen, Sie bedürfen den juristischen Rath meines Sohnes. Er soll sogleich zu Ihnen kommen. Leben Sie wohl, Liebe, bedenken Sie Ihre Gesundheit und suchen Sie ruhiger über diese Angelegenheit zu denken, die Sie so sehr bekümmert."

Die Freundinnen umarmten sich und die Baronin eilte nach Hause.

Die Gräfin wartete und wartete. Der Präsident erschien nicht, noch kam eine Entschuldigung dieses unerklärlichen Ausbleibens. Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht sendete sie am frühesten Morgen nach seiner Wohnung, um die Ursache dieses sie mit großer Besorgniß erfüllenden Ausbleibens zu erfahren.

Der ausgesendete Diener kam rasch zurück und berichtete, daß er weder den Präsidenten noch die Frau Baronin habe sprechen können, da die gestern gegen Abend erfolgte plötzliche tödtliche Erkrankung der Frau Präsidentin das ganze

Haus in Schrecken und Aufregung versetzt habe. Der Präsident sei für Niemand sichtbar und habe nur Sinn für die Bulletins, welche die Baronin und der Arzt, die Beide das Krankenzimmer während der ganzen Nacht nicht verlassen hätten, ihm von Zeit zu Zeit sendeten.

Die Gräfin erstarrte vor Schrecken über die hereingebrochene Katastrophe, deren Plötzlichkeit alle von ihr geplanten Vorsichtsmaßregeln, sie zu verhüten, unnütz machte.

Sie ließ sich augenblicklich ankleiden und eilte nach der Wohnung der Freunde. Da sie befürchtete, von dem Präsidenten in seiner jetzigen Stimmung nicht angenommen zu werden, trat sie mit dem Rechte der langjährigen Freundschaft, welche sie mit seiner zwar viel älteren, aber durch gleiche Neigungen und übereinstimmenden Charakter, wie durch denselben Gesellschafts- und Bekanntenkreis ihr nahestehenden Mutter verband, unangemeldet bei ihm ein.

Er war während der Nacht ununterbrochen in seinem Zimmer auf und abgeschritten, da ihn Sorge und Kummer nicht ruhen ließen. So that er auch jetzt. Er sah entsetzlich aus und die Gräfin erschrak vor seinem Anblicke, der ihr durch die Veränderung seiner stolzen, etwas strengen

Züge und die gebrochene Haltung ohne Worte bewies, wie tief und verzehrend die Angst um die geliebte Gattin und die Furcht, sie, seines Lebens höchsten Schmuck, zu verlieren, ihn befallen.

Stumm reichte er der theilnehmend nach dem Befinden der Kranken Fragenden die Hand, ein trauriges Kopfschütteln war seine ganze Antwort. Die Gräfin wußte durch die darnach befragte Kammerfrau bereits, daß dies Befinden ein äußerst Besorgniß erregendes sei. Die Kranke schien zwar bei Besinnung zu sein, aber sie regte sich nicht und sprach nicht, und verweigerte jede dargebotene Arzenei oder Nahrung durch ein stummes Abwenden, schien überhaupt so schwach zu sein, daß selbst der leiseste Fußtritt, der sich ihrem Zimmer näherte, sie auffahren ließ und einen stürmischen, sich bis zum höchsten Fieber steigernden Pulsschlag bei ihr erregte, der beim jedesmaligen Nahen ihres Gemahls sogar in Krämpfe überging. Der Arzt war diesem ihm völlig unbegreiflichen Zustand gegenüber völlig rathlos und mußte sich vor der Hand begnügen, sie zu beobachten und jede Störung von ihr fern zu halten, indem er besonders dem Präsidenten versagte, sich ihr zu nähern.

Die Gräfin hielt die Hand des Präsidenten fest und verhinderte ihn so, sein ruheloses Umherwandern fortzusetzen. „Ist Ihnen kein Anlaß zu dieser plötzlichen Erkrankung bekannt?“ fragte sie, forschend ihre ernsten Augen auf seine verstörten Züge heftend.

„Nicht der mindeste —“ erwiederte er trostlos. „Elisabeth war über mein überraschendes Kommen so entzückt, war so fröhlich, so heiter, wir waren so glücklich, und nun —“ er unterdrückte mit Mühe ein Schluchzen und bedeckte die Augen mit der Hand, um die Thränen, welche diese Augen, die so stolz, so kalt, so streng zu blicken vermochten, plötzlich erfüllten, zu verbergen.

„Bitte, lieber Präsident, sagen Sie mir Alles, was sich vorher ereignete, ehe die arme Elisabeth erkrankte,“ fuhr die Gräfin fort; „vielleicht entdecke ich den Anlaß, den Sie übersahen. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, dies Umherwandern erhöht ja nur Ihre Unruhe und muß Sie ganz aufreiben.“

„Ach nein, es thut mir wohl, indem es durch körperliche Ermüdung ein wenig die tödtliche Angst dämpft, welche mich foltert —“ erwiederte er, gleichwohl ihrem Wunsche gehorchend und ihr gegenüber Platz nehmend. Er fuhr fort: „Ich

kam, wie Sie von Mama gehört haben werden, weit früher, als wir hoffen durften, hier an und überraschte die Meinen durch meine Ankunft. Elisabeth war ganz aus Rand und Band vor Freude, Mama ging, wie ich glaube, nur fort, um unseren gegenseitigen Herzensergießungen nicht hinderlich zu sein. Ich hatte Elisabeth eine Kiste mit Geschenken, gefüllt mit allerhand hübschen Sachen und niedlichen Kleinigkeiten, die sie sich theils bereits gewünscht, die mir theils aufgestoßen waren, mitgebracht. Sie wissen, welch' reizende Kindlichkeit sich Elisabeth im Umgange mit mir zu bewahren gewußt hat. Hingerissen von ihrer Freude, und wie stets bei ihr mich um mindestens zwanzig Jahre verjüngt fühlend, hockten wir Beide neben der Kiste wie ein paar Kinder, ich ihr unter Lachen, Scherzen und Küssen beim Auspacken derselben helfend. Ganz unten hin hatte ich ein Bändchen Gedichte gelegt, die ich einst selbst verfaßt und vor langen Jahren unter anderen Namen herausgegeben habe — doch ich erinnere mich, Sie kennen dieselben ja. Das Bändchen war mir zufällig in die Hände gekommen, als ich, nach einem verlegten Aktenstück suchend, es in seinem vergessenen Winkel entdeckte. Elisabeth, die für die Poesie hoch Begeisterte, wußte noch

nicht, daß ihr sehr prosaischer Gatte auch einst seine poetischen Stunden hatte. Ich selbst vergaß es theils, theils schwieg ich auch gegen sie, weil unliebsame, ja schmerzliche Erinnerungen damit zusammenhängen. Jetzt, wo ich, durch die Zeit und mein vollkommenes Glück besänftigt, ruhiger jener Tage der Schmerzen gedenken kann, mochte sie davon erfahren. Ich legte das Bändchen also mit in die Kiste und überreichte es ihr mit der Bitte, meinen poetischen Jugendsünden eine gnädige Kritikerin sein zu wollen. Hocherfreut über dies sie angenehm überraschende Bekenntniß, nahm sie das Buch eifrig entgegen, schlug den Titel auf und — sank, einen wilden Schmerzensschrei ausstoßend, zusammen."

„Ja, ja, das dachte ich mir wohl —" murmelte die Gräfin, mit dem Kopfe nickend.

„Was? Was dachten Sie?" fuhr der Präsident auf.

„Nun, daß die Erkenntniß, hinter dem Namen James Griffith seien Sie verborgen, sie tödtlich verletzen werde. O, daß ich Sie nicht warnen konnte!"

„Mein Gott! Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht! Was kann die Entdeckung meiner poetischen Sünden Elisabeth schaden?"

„Nicht diese, sondern der falsche Name —"

„Falsch? Nein, das war er nicht. Sie wissen, ich heiße Jacob Heinrich, und Griffith ist der Familienname meiner Großmutter, die eine Engländerin war. So war ich völlig berechtigt, diesen Namen zu führen, wäre das aber auch nicht der Fall, so ist ein Pseudonym noch kein falscher Name, ein jeder Dichter oder Schriftsteller ist berechtigt, seinen eignen Namen dahinter zu verbergen, wenn es ihm beliebt."

„Das weiß ich; sobald man sich aber anderswo seiner bedient, so wird er zum falschen Namen. Doch rechten wir darüber nicht, sind Sie sich keiner Schuld, keiner schweren Schuld bewußt, die Sie unter dem absichtlich dazu gewählten Deckmantel dieses Namens begingen?" — fragte die Gräfin, ihn mit strengem Blick fixirend.

Eine dunkle Röthe flog über das entfärbte Gesicht und seine Augen sanken momentan scheu zu Boden, gleich darauf hob er sie jedoch wieder, und mit einer stolzen Bewegung den Kopf zurückwerfend, schaute er ihr offen in die Augen, indem er mit fester Stimme zurückfragte: „Einer Schuld zeihen Sie mich? Nein, ich bin mir keiner solchen bewußt."

„Henry! Henry! Ich hätte trotz Allem dies

schimpfliche Läugnen von Ihnen nicht erwartet, denn ich habe Ihrer Ehre stets blindlings vertraut."

„Das können Sie noch, Frau Gräfin — das können Sie noch. Ich verstehe zwar nicht, in welch' entwürdigendem Verdacht Sie mich haben, aber bei Gott und meiner Ehre, die Sie doch wohl bisher stets fleckenlos befunden, wiederhole ich, Schuld, schwere Schuld zumal, blieb durch Gottes Gnade vielleicht mehr als durch eigenes Verdienst meinem Leben fremd!"

Indignirt erhob sich die Gräfin und erwiederte mit schneidender Kälte: „Sie scheinen ein kurzes Gedächtniß für Ihre Sünden zu haben, Herr Präsident, denn der Name Leontine la Mare scheint —" Erschreckt über den Eindruck ihrer Worte hielt sie inne.

Dieser Name schien ihn gleich einem tödtlichen Schlage getroffen zu haben. Ganz entfärbt war er an die Lehne des Stuhles zurückgesunken und preßte mit geschlossenen Augen die Hand auf das Herz, als empfinde er dort körperlichen Schmerz. Der Athem stockte sichtbar in seiner Brust.

Tief aufseufzend öffnete er erst nach langer, ängstlicher Pause wieder die Augen, und den

matten, umflorten Blick auf sie richtend, flüsterte er mehr als er sprach: „Ach! das traf. Lange, lange gedachte ich der schmerzlichen Vergangenheit nicht, und durch das Glück der Gegenwart glaubte ich die Wunde geschlossen und vernarbt, die nun unter der plötzlichen rauhen Berührung wieder neu zu bluten beginnt. Aber" — er richtete sich mit gewaltsamem Ruck empor und fuhr mit heiserer, vor Bewegung zitternder, aber starker Stimme fort: „Ich weise Ihre Beschuldigung dennoch zurück, selbst in diesem unglücklichen Verhältniß meiner Jugendliebe war schwere Schuld auf meiner Seite wenigstens — nicht zu finden. Denn Sie, die Sie Alles zu wissen scheinen, ohne daß ich errathen kann, woher Ihnen diese Kunde und, wie es den Anschein hat, erst jetzt gekommen, werden auch wissen, daß ich jene Schuld ungestümer Leidenschaft, deren ich mich allerdings zeihen muß, redlich durch Anerkennung Leontinens und die Ehe mit ihr gut zu machen bereit war. Ich kämpfte schwer mit meiner Familie, aber ich siegte. Die Erkundigungen meiner Mutter nach Leontinens Ruf fielen gut aus, schon war ich gerüstet, früher als ich erst hoffen durft, auf Flügeln liebender Sehnsucht zu meiner Verlobten zu eilen, da kam wie ein

Blitz aus heiterem Himmel ein anonymer Brief an meine Mutter, welcher Leontine des intimsten Verhältnisses mit dem Prinzen von V— beschuldigte und Andeutungen gab, daß das Kind, zu welchem ich Vater zu sein glaubte, die Frucht ihrer ehemaligen Liebe zu demselben berühmten Sänger sei, welcher ihr Engagement an der Hofbühne zu * vermittelt habe. Die niedrige Absicht leuchtete zu deutlich aus jenem Schreiben hervor, um daß es den beabsichtigten Eindruck hätte machen können. Dennoch war es nicht ganz resultatlos, in meine zur Eifersucht geneigte Seele war ein Funke des Zweifels gefallen. Zwar wußte ich genau, daß die letztere Behauptung eine schändliche Lüge sei, aber — konnte nicht die andere, wenn auch nicht im ganzen Umfange wahr, doch ein Körnchen Wahrheit enthalten? Der Prinz war ein schöner Mann, wenn Leontine — Mein ganzes Innere empörte sich in mir, schon der Gedanke allein schien mir beschimpfend. Meine Mutter beruhigte mich und stellte sich auf Seite Leontinens. Sie erklärte den ganzen Brief für falsch und schalt mich, daß ich nur mit dem kleinsten Gedanken an der Treue meiner Verlobten zweifeln könne. Das sei, erklärte sie mir, die Strafe, welche uns

Beide dafür treffe, daß wir in blinder Leidenschaft die Schranken, welche uns trennen mußten bis des Priesters Hand uns vereinigt, niedergerissen hätten. Was Leontine einmal zu meinen Gunsten gethan, deß halte ich sie fähig für einen Andern zu thun, es erkläre sich das durch den in jenem Augenblicke für immer verloren gegangenen Glauben an die unantastbare Reinheit meiner Geliebten. Es gelang ihr, mich zu beruhigen. Da kam noch ein Brief, der mir den Beweis dessen, was man in dem früheren Briefe behauptet, anbot, wenn ich mich zu einem bestimmten Tage in einer bestimmten Stunde an einem genau bezeichneten Hause einfinden wolle.

Jetzt vermochte mich nichts mehr zu beruhigen. Ich reiste, kam an, und die Entdeckung der unerhörtesten Untreue Leontinens machte meiner Liebe zu ihr ein rasches Ende. Fast wahnsinnig stürzte ich nach ihrer Wohnung, und ihr den Namen, den sie verdiente, in das Gesicht schleudernd, verließ ich sie und reiste wie ich ging und stand nach England. Von dort gab ich meiner Familie Nachricht und schiffte mich nach Indien ein, auch dort vergebens Heilung von meiner Schwermuth hoffend, welche die Folge jenes schmachvollen Treubruches war. — So, jetzt

wissen Sie Alles. Wenn das Schuld war, daß ich mich nicht geduldig der Schmach beugte, die man mir zugedacht, dann allerdings bin ich schuldig."

„Aber Sie hatten sich getäuscht, oder — man täuschte sie. Die arme Verlassene war treu."

„Nein, nein, das war sie nicht, die elende Heuchlerin! Ich selbst sah sie aus den mir bezeichneten Hause, das eines jener Wohnungen der Schande war, herauskommen und mit allen Zeichen höchster Aufregung einem Wagen zueilen, nicht ohne sich rechts und links ängstlich umzublicken, ob auch Niemand sie sähe. Wenig Minuten nach ihr verließ der Prinz in einen Mantel gehüllt, von seinem ebenfalls vermummten Adjutanten, dem elenden Helfershelfer aller seiner galanten Abenteuer begleitet, das Haus. Ich folgte unbemerkt und hörte, wie der Elende dem Kumpan von den Freuden der verflossenen Schäferstunde erzählte, die Reize der Dame in ekstatischen Ausdrücken schilderte und schließlich beklagte, daß die schöne Leontine aus Rücksicht auf einen Tölpel von Verlobten es nur selten wage, ihn in dem bequemen Hause ein Rendezvous zu geben. Der Adjutant meinte lachend, die schöne Dame sei doch immerhin dem Manne einige

Rücksicht schuldig, welcher so gutmüthig sei, das Kind ihrer ersten Verirrung als das seine anzunehmen. Später, wenn sie erst seinen Namen trage, werde sie schon minder rücksichtsvoll und weniger karg mit ihren Gunstbezeugungen gegen den Prinzen sein. —

Dies Alles hörte ich, und nur der erstarrenden Wirkung, welche diese entsetzliche Entdeckung auf alle meine Geistes- und Körperkräfte machte, habe ich es zu danken, daß ich nicht den Versuch machte, den Schurken mit meinen Händen zu erwürgen."

„Mein Gott! Mein Gott! Welcher Abgrund von Verworfenheit! Die Unglückliche, wie mag sie damals gelitten haben!"

„Und ich? Und ich?" rief der Präsident, sich wild vor die Brust schlagend. „Sie beklagen das schändliche Weib, welches mein Leben auf lange Jahre hinaus vergiftete und verödete, und für mich, für meine Leiden haben Sie kein Wort der Theilnahme?"

Die Gräfin richtete die Augen mit traurigem Blick auf ihn und erwiederte sanft:

„Wohl beklage ich Sie, mein armer Henry, doch Sie dürfen sich nicht wundern, daß, trotz meiner Freundschaft für Sie, meine erste und

höhere Theilnahme der unglücklichen Leontine gilt. Sie waren blind und wurden ohne allen Widerstand die leichte Beute der jämmerlichsten Intrigue. Leontine war unschuldig, das Kind, dem sie später, nachdem sie aus Verzweiflung über Ihre Falschheit sich den Tod zu geben versucht, das Leben gab, war unzweifelhaft das Ihre, denn nie war ein anderer Mann ihr genaht."

„Himmel und Erde! Das kann nicht sein, es ist nicht wahr! Es ist unmöglich, denn es wäre fürchterlich, wenn es so wäre!" keuchte der Präsident.

„Es ist so" — erwiederte fest die Gräfin — „wohl verkaufte sich die Aermste fast ein Jahr später dem Prinzen. Allein sie that es aus bitterster Noth, fast zu Tode gehetzt von der unverdienten Verachtung der Menschen und von Allen verlassen. Die Stimme hatte sie bei jenem Selbstmordversuche verloren, verlassen und gemieden, ihr Kind dem Hungertode nahe sehend, verkaufte sie sich aus Mutterliebe. Beweis dafür ist das gerichtlich beglaubigte Document der Schenkung einer lebenslänglichen Rente an ihre Tochter Hertha, das Document ist beim Gericht in * deponirt und von dem Tage datirt, nach welchem

Leontine, ihren Theil des Vertrags erfüllend, mit dem Prinzen nach Italien ging. Sie sah ihr Kind nach ihrer Entwürdigung nicht wieder und verschwand für alle ihre Bekannten, bis sie vor kurzer Zeit hier auftauchte, durch Zufall, oder vielmehr durch die Hand Gottes geleitet auf Ihre Gattin traf, die einst ihre Jugendfreundin gewesen. Elisabeth vernahm von ihr die Geschichte ihrer Leiden, wie den Namen dessen, der diese über sie gebracht, und den Leontine, nachdem er sie ohne Grund beschimpft und verlassen, für einen ehrlosen Verführer halten mußte, sobald sie entdeckte, daß der Name, den er ihr als den Namen seiner Familie bezeichnet, ein falscher gewesen."

Wie vernichtet saß der Präsident vor ihr und starrte, seinen Kopf mit beiden Händen haltend, vor sich nieder.

Die Gräfin rüttelte ihn auf aus seiner trostlosen Versunkenheit, in der er nur des einen Gedankens sich bewußt war: Leontine war unschuldig und er ein Elender, der Liebe und Treue, innigste Hingebung mit dem schwärzesten Undank gelohnt und das Weib seines Herzens der tiefsten Entwürdigung, sein Kind dem Hungertode preisgegeben hatte.

„Fassen Sie sich, Henry, und vergessen Sie die unglückliche Vergangenheit“ — rief der Gräfin mahnende Stimme. „Sie müssen bedenken, daß Sie sich keinen andern Vorwurf zu machen haben, als den Mangel echten Vertrauens zu der Geliebten. Diesen Fehler theilen die meisten Männer mit Ihnen. Nur Wenige würden Besinnung genug besessen haben, dieser vermeintlichen Untreue, von der man sie scheinbar so klar zu überzeugen wußte, näher auf den Grund zu gehen und vor Allem den Beweggründen der Personen, welche dies gethan, nachzuforschen. Sie müssen jetzt allein an Ihre Frau denken, die unter der Entdeckung: ihr über Alles geliebter und verehrter Gatte sei jener Verführer der Jugendfreundin, unsagbar leidet. Dies unheilvolle Mißverständniß wird sie tödten, wenn es lange dauert, deshalb vergessen Sie alles Andere und eilen Sie, es zu lösen. Es bedarf ja nur der Erkenntniß Ihrer Schuldlosigkeit an dem Verrath des treuesten Herzens, und sie wird sofort genesen.“

„Aber sie will mich ja nicht sehen!“ rief der Präsident, sich gewaltsam aufraffend, außer sich. „O, ich begreife jetzt, warum sie in Krämpfe verfällt, wenn ich mich ihr nähere.“

„Nun, so lassen Sie mich gehen, ich werde sie mit zwei Worten gesund machen.“ Die Gräfin eilte aus dem Zimmer.

Der Präsident blieb in einer ganz unbeschreiblichen Gemüthsverfassung zurück. Aengstliche Erwartung, ob die Aufklärung auch hinreichen werde, die schwergefährdete Gesundheit der geliebten Gattin wieder herzustellen, mischte sich mit bittersten Selbstvorwürfen, daß er zu leichtgläubig sich in das Netz verstrickte, das man, ohne Zweifel seine Neigung zu Eifersucht und Mißtrauen kennend, vor ihm ausgespannt hatte, ud zu rasch die bis dahin stets treu befundene Geliebte verdammt, sie und sein Kind durch ihr Verstoßen in Elend und Noth hinabgestürzt. Mitten hinein in die Qual dieser seiner Schuld mischte sich wieder die schmerzlich süße Befriedigung über die Rehabilitirung des Andenkens der einst so Heißgeliebten. Der freudige Gedanke, Vater zu sein, vermischte sich mit der süßen Hoffnung, vielleicht bald sein Kind sehen und an das Herz schließen zu können. Doch diese freundliche Oase in der Wüste von trostlosen Gedanken verschwand nur zu schnell, als die Erinnerung an die tiefe Entwürdigung Leontinens, in welche die Unglückliche durch sein grausames Verlassen

gerathen war und die er nicht einmal ihrem ganzen schrecklichen Umfange nach kannte, noch sie je kennen lernte, wie eine Hydra ihr giftgeschwollenes Haupt erhob. Hin- und hergerissen zwischen diesen verschiedenen Gedankenströmungen verbrachte der bedauernswerthe Mann eine qualvolle halbe Stunde, die ihm nachher eine Ewigkeit lang zu sein dünkte. Da öffnete sich endlich die Thür, und wie Wolken vor der Sonne leuchtendem Antlitz, entfloh alles Bittere, Herbe, Schmerzliche aus seiner Seele. Denn bleich und schwach zwar, aber zärtlich blickend und sanft lächelnd wie ein Engel der Versöhnung, sank die theure Gattin in seine jubelnd geöffneten Arme.

Ein glücklicher Zufall.

Es war in den schweren Tagen jenes fürchterlichen Bruderkrieges zwischen den deutschen Stämmen im Jahre 1866, als ein kleines Häuflein jener später so berühmt gewordenen sächsischen Jäger, geführt von einem jungen Offizier, auf einer Streifpatrouille begriffen, sich durch eine der wildromantischen Schluchten des gesegneten Böhmerlandes Bahn brach.

Tiefste Stille ward in der Reihe der Mannschaften beobachtet, denn die mögliche Nähe des Feindes machte Vorsicht nöthig; auch waren die Leute ohnedem wenig zum fröhlichen Geplauder geneigt, noch zeigten sie sich aufgelegt, mit Gesang den Marsch zu verkürzen, wie sie wohl sonst gern zu thun pflegten. Der Weg war buchstäblich bodenlos und die ermüdeten Soldaten sanken stellenweis bis an die Kniee in den zähen

Schlamm, den der Waldbach, welcher durch anhaltende Regengüsse geschwellt seine Ufer überströmte, auf der schmalen Straße zurückgelassen hatte, als er vor kaum zwölf Stunden wieder in sein Bett zurückgekehrt war.

Noch strahlten die Spitzen der hohen Tannenwipfel auf beiden Seiten der die Schlucht bildenden Felsen, im Goldglanze des sinkenden Tagesgestirnes, und schon herrschte in der Tiefe hier unten Dunkelheit, machte wachsende Finsterniß ihr unheimliches Recht geltend.

Der Blick des Offiziers, welcher rastlos seinen Leuten voranschritt und mit heroischer Willenskraft die eigenen erschöpften Kräfte zu neuen Anstrengungen spornte, heftete sich adlerscharf auf die Umgebung und durchforschte angestrengt die tiefen Schatten, denn er war sich der stets wachsenden Gefahr, die mit der Finsterniß stieg, wohl bewußt; dennoch wollte und konnte er sich nicht unverrichteter Sache zurückziehen. War er nicht ganz falsch berichtet — was übrigens bei dem tückischen Charakter des gemeinen Czechen nicht unmöglich war, kam es doch wiederholt vor, daß sie aus reiner Bosheit die Soldaten ihrer eigenen Armee falsch berichteten und sie so in die größten Gefahren stürzten — so mußte

man in nicht zu langer Zeit Fühlung mit dem Feinde gewinnen. Das war der wichtige Zweck dieser Sendung, deren gefährliche Ehre ihm als ganz besonderer Vertrauensbeweis seines Obersten zu Theil geworden und zu dem er sich wieder die besten Leute seiner Compagnie ausgesucht hatte.

Der Waldbach zur Rechten verbreiterte sein Bett auf Kosten des Pfades, der sich an den Felsen hinaufzog, mehr und mehr, sein Rauschen wurde durch in immer kürzeren Zwischenräumen angelegte Fälle verdoppelt. Die Strömung ward durch diese Fälle, welche den Bach zum Zwecke der Holzflößung geschickter machten, immer reißender. Der Weg fiel steil nach dem Bache zu ab und gestattete endlich kaum einem Manne auf einmal Fuß zu fassen.

Mühsam bewegte man sich vorwärts. Da schien in weiter Ferne die tiefe Dunkelheit sich zu lichten. Es schimmerte wie ein Licht im Walde.

Der Offizier blieb stehen und flüsterte dem ihm folgenden Soldaten den Befehl zu, noch sorgfältiger als bisher jedes Geräusch zu vermeiden und das Gestrüpp zur Linken zu benutzen, um sich vor der immer wahrscheinlicher werden-

den Möglichkeit eines Hinabgleitens vom Bergabhange zu schützen.

Der Soldat gab leise den erhaltenen Befehl weiter, und von Neuem bewegte man sich vorwärts.

Plötzlich durchbrach das tiefe Schweigen der Mannschaften ein halb erstickter, sogleich von dem Rauschen des Wassers verschlungener Schrei.

„Was giebt es?“ fragte stehenbleibend der Offizier.

„Ein Mann ist in den Bach gestürzt,“ war die Antwort.

„Kann er schwimmen?“

„Nein, Herr Lieutenant.“

Eine Minute nur zögerte der Offizier. Pflicht und Menschlichkeit geriethen in Conflict. Doch das Herz siegte. „Unteroffizier Bernhardt“ — befahl er — „übernehmen Sie die Führung, Sie wissen, um was es sich handelt. Wenn es mir glückt, stoße ich am Rande des Gehölzes zu Ihnen.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, aber —“ Der Rest der versuchten Einrede blieb dem Unteroffizier in der Kehle stecken, als er seinen Vorgesetzten mit kühnem Sprunge in dem Wasser verschwinden sah oder vielmehr hörte, denn sehen

konnte er ihn kaum, so rasch war die Nacht gekommen.

Der Offizier fand die Strömung noch stärker als er erwartet hatte, und es würde wohl ein vergebliches Bemühen gewesen sein den Hinabgestürzten zu retten, wenn jener nicht Geistesgegenwart genug besessen, sich an die Zweige eines über das Wasser hinabragenden Baumes anzuklammern und sich so vor dem Fortreißen zu bewahren. Mühsam die Oberfläche des Wassers durchforschend, schwamm der Offizier vorwärts, und würde an dem Soldaten vorüber geschwommen sein ohne ihn zu sehen, wenn jener nicht seine Anwesenheit durch leisen Ruf bekannt gegeben.

„Na, da sind Sie ja, Sie ungeschickter Tölpel!“ brummte der Vorgesetzte, dem das kalte Bad, dem er sich so opferwillig unterzogen, nicht gerade besonders behagte, und der nun froh, den Gesuchten noch wohlbehalten vor sich zu sehen, seinem Aerger laut zu werden gestattete.

„Was? Sie sind es selbst, Herr Lieutenant?“ war die freudig erstaunte Antwort. „Na, das vergesse ich Ihnen, Gott straf' mich! im ganzen Leben nicht!“ Und der dankbare Soldat ließ, seine Lage vergessend, mit der Absicht seines freundlichen Retters Hand zu ergreifen, den

rettenden Zweig los und würde vom Wasser fortgerissen worden sein, wenn nicht die kräftige Faust des Offiziers ihn am Kragen gepackt und über Wasser gehalten hätte. Dabei brummte er wieder: „Aha! der Fritz ist es also? Na, konnte es mir denken, daß es Mosje Leichtfuß war, der selbst auf dem schlimmen, schlüpfrigen Wege seine Allotria treiben mußte, bis er seinen Leichtsinn wieder einmal beinahe mit dem Leben bezahlt hätte."

„Ne, Herr Lieutenant," erwiederte der Gescholtene sprudelnd, „Allotria hab' ich heute nicht getrieben, aber — Donnerwetter! was war denn, das?" unterbrach er sich selbst, als der Knall eines Schusses durch die enge Schlucht donnerte und gleichzeitig eine Kugel nahe bei seinem Ohr vorbeipfiff.

Schuß folgte nun auf Schuß, aber mitten durch den Kugelregen gelangte der Offizier vom Glück begünstigt, mit seinem Geretteten wohlbehalten wieder auf festen Boden und ward von seinen Mannschaften, die auf den ersten Schuß hin erklärt hatten, auf ihren geliebten Führer warten zu wollen, aufgenommen. Rasch ertheilte er seine Befehle. Der Zweck, den Standort des Feindes sicher zu stellen, war erreicht. Um aber

auch die Stärke desselben kennen zu lernen, mußte man sich längere Zeit ruhig verhalten, da die Gefahr des Beschleichens für jetzt doch zu groß war. Man durfte voraussetzen, daß es der Feind kaum wagen würde, in der tiefen Finsterniß in die enge Schlucht einzudringen. Trotzdem suchten die Soldaten die Deckung, welche ihnen das Gebüsch und die herumgestreuten Felsstücke darboten. Längere Zeit verharrte man so. Aber die Hoffnung, man würde es von Seiten des Feindes endlich müde werden auf's Gerathewohl in die Schlucht zu schießen, verwirklichte sich nicht. Man war drüben ununterbrochen auf der Hut. Der Offizier mußte also, um seine Leute nicht nutzlos den auf's Gerathewohl abgefeuerten Kugeln zu opfern, den Rückzug antreten. Der Befehl ward ertheilt, man ordnete sich, diesmal die Ordnung umkehrend, so daß der Führer der Letzte war. Da schallten plötzlich Signale von Seiten des Feindes her, welche die Sachsen stutzen ließen.

Das waren nicht preußische Signale. — Kamen die Oestreicher von der andern Seite? — Es war undenkbar, wenn die eingezogenen Nachrichten sich richtig erwiesen, oder — sollte der Czeche wieder einmal versucht haben, Freund

gegen Freund zu treiben? Darüber mußte man Gewißheit haben, denn das war von der höchsten Wichtigkeit. Den Befehl zurücklassend, sich wieder so gut als möglich zu decken und den Rückzug unverweilt fortzusetzen, wenn er binnen einer halben Stunde nicht wiederkehre, schlich der Offizier, die Säbelscheide, um ihr Klirren zu vermeiden, fest an sich gedrückt, die Waffe selbst in der Faust, vorsichtig vorwärts, dem Ausgange der Schlucht zu, welchen der ferne Lichtschein bezeichnete.

Das Schießen in die Schlucht dauerte zwar fort, doch geschah es in größeren Pausen. Glücklich gelangte der Offizier an den Rand des Waldes, einige Schritte noch, und er mußte, auf dem steilen Rande der Schlucht angelangt, das Lager des Feindes überblicken können. Dieser Rand aber war kahl, bot keine Deckung als die in Masse wachsenden Heidelbeeren. Er ließ sich auf die Kniee nieder und war im Begriff sich nach Jägerart liegend vorwärts zu bewegen. Da blitzte es plötzlich seitwärts von ihm auf.

Er zuckte zusammen, die Waffe entsank seiner Hand und er fühlte sich in dem Oberarm verwundet. Die Zähne zusammenbeißend, um jeden lauten Schmerzensruf zu unterdrücken, raffte er

die Waffe mit der Linken wieder auf, denn immer noch war er entschlossen, seinen Zweck zu erreichen. Aber die Schwäche des Körpers siegte über den Geist. Ein rother Nebel, aus dem Flammen zuckten, legte sich vor seine Augen, schwindelnd sank er auf das Gesicht nieder und war im Begriff, die Besinnung zu verlieren. Aber kräftige Arme umschlangen und richteten ihn auf, ihn gleichzeitig zurück in das schützende Dunkel des Waldes ziehend und die Stimme seines Geretteten, der ihm heimlich auf dem gefahrvollen Wege gefolgt war, flüsterte erschrocken: „Herr Jesus! Sind Sie verwundet, Herr Lieutenant? Es ist doch nicht schlimm?“

„Nein, Fritz. Die Sache hat nichts zu bedeuten. Die Kugel sitzt im rechten Oberarm. Hilf mir auf, dann wird's schon wieder gehen. Es war nur ein Schwindel.“

„I Gott bewahre mich! Bleiben Sie nur ruhig hier sitzen. Ich werde schon Alles auskundschaften, was wir wissen müssen.“

„Nun meinetwegen, Fritz. Da Sie nun einmal schon hier sind, so mag es drum sein, denn mir scheint, ich bekomme wie ein altes Weib das Zittern. Verdammte Kugel! — Aber Vorsicht,

Fritz, wir müssen durchaus wissen, wer sich hier festgesetzt hat."

„Ohne Sorge, Herr Lieutenant — mich bekommen sie gewiß nicht," flüsterte Fritz, bereits mit außerordentlicher Behendigkeit auf dem Leibe vorwärts kriechend.

Der Zurückbleibende zog eine Binde aus der Tasche und verband mit der Linken und geschickter Zuhilfenahme der Zähne die stark blutende Wunde so gut es gehen wollte, und fühlte sich, nachdem er einen herzhaften Schluck aus der Feldflasche genommen, wie neu belebt.

Kaum war er damit zu Stande gekommen, als ein neuer Schuß donnerte, mit lautem Hurrahruf und Gelächter von Fritz beantwortet. Worauf der nie aus der Fassung kommende Soldat aus vollem Halse schrie: „Donnerwetter! Herr Kamerad Oestreicher, nehmt Euch doch in Acht mit Eurem Schießprügel, beinahe hättet Ihr mich getroffen! Könnt übrigens froh sein, daß ich nicht an Eurer Stelle, Ihr nicht an der meinen wart, ich hätte Euch auf die Distanz nicht gefehlt, meine Kugel säße Euch sicher zwischen den Rippen. Ihr müßt besser treffen lernen. Das Feldgeschrei wollt Ihr wissen? — Na, hol' mich Der und Jener, wenn ich das weiß! Ihr seht ja, ich bin

ein Sachse und folglich ein Freund, damit Punktum. — Zum Offizier soll ich? Na warum denn nicht, wird mich freuen seine Bekanntschaft zu machen, aber wart't erst noch e'n Bissel. Ihr denkt doch nicht, ich werde meinen Lieutenant und meine Kameraden da in dieser verfluchten Teufelsschlucht sitzen lassen, in welche uns einer Eurer Böhmakenhunde gelockt hat. Na, mich soll der Teufel lothweise holen, wenn ich das nicht dem ersten besten, der mir in die Hände fällt, eintränke. Eine solche infame Schwefelbande, hängen sollte man die Kerle! Nich so viel schwatzen soll ich? Na, zu was ist mir denn der Schnabel gewachsen? Auf der Stelle soll ich mit? Na, mir auch recht, aber nur sachte, meinen Lieutenant muß ich erst hier in Sicherheit haben, damit Ihr ihm nicht etwa noch eine Eurer blauen Bohnen in den Leib jagt. Verbunden muß er erst sein, dann könnt Ihr mich meinetwegen haben, in Kochstückchen werdet Ihr mich wohl nicht hacken. Am liebsten hätte ich — o Jemersch! da sind Sie ja schon, Herr Lieutenant!" unterbrach der gemüthlich Schwatzende sich selbst, und rücksichtslos den dichten Kreis der ihn umgebenden Soldaten durchbrechend, sprang er freudig auf seinen

Offizier los, der, sich mühsam auf seinen Säbel stützend, langsam herbeigekommen war.

Inzwischen war, durch den Lärm aufmerksam gemacht, ein östreichischer Offizier herzugekommen. Dieser hatte den Sachsen kaum erblickt, als er, auf ihn losstürzend, ausrief: „O Joiko, welche Ueberraschung! Wo kommen Sie denn her, Godwin? Und Sie sind verwundet? Seid Ihr das gewesen, Ihr Malefizkerle?“ schrie er die umstehenden Soldaten an. „Donnerwetter! Seid Ihr denn blind geworden, daß Ihr Freund nicht mehr vom Feind unterscheiden könnt? Beim Joiko, es ist zum Verzweifeln! Immer und immer wieder muß sich dies unselige Mißverständniß wiederholen! Himmeldonnerwetter, jetzt muß es sogar meinen eigenen Leuten passiren, beim Joiko, Godwin, ich bin außer mir!“

„Das sehe ich, lieber Stainer,“ entgegnete der Sachse lächelnd über die sprudelnde Lebhaftigkeit des ungestüm Gesticulirenden. „Schelten Sie aber die Leute nicht, sie haben nur ihre Schuldigkeit gethan. Die ganze Schuld tragen ihre schuftigen Landsleute, dieser czechische Pöbel. Wenn ich aber einmal einen dieser Hunde, die uns schon wiederholt gegen einander gehetzt und den Tod manches Braven auf dem Gewissen

haben, erwische, ich lasse ihn bei Gott an den ersten besten Baum hängen! Und nun, lieber Stainer, gestatten Sie meinem Mann dort, meine anderen Leute aus der Schlucht heraufzuholen. Die Passage da unten ist lebensgefährlich und ich möchte sie einen andern Weg, den es doch wohl geben wird, zurückschicken."

„Gewiß und einen wahrscheinlich viel näheren," erwiederte Stainer. „Vorher wird den Kerlen aber wohl eine kurze Rast an einem wärmenden Feuer und ein Schluck von etwas Gutem hochwillkommen sein. Sie lieber Kamerad —"

„Mir wäre es das Wünschenswertheste —" fiel der Sachse mit schwachem Lächeln ein, — „wenn ein Arzt meine Wunde untersuchen — und — sie ver —". Er konnte nicht vollenden; befallen von einer plötzlichen Schwäche brach er in den Armen des schnell hinzuspringenden Kriegskameraden zusammen.

„O Joiko! Was bin ich für ein Esel!" rief dieser, „da stehe ich hier und schwatze ohne an seine Wunde zu denken! Lauft, Jungens, lauft und holt Doctor Herrmann, er soll recht schnell kommen!"

Der Arzt war rasch gefunden und eilte herbei. Während er sich mit dem Verwundeten beschäf-

tigte, ließ Stainer sich von Fritz rapportiren und sendete ihn ab, um seine Kameraden herbeizuholen, die er gerade im Begriff fand, dem erhaltenen Befehle gemäß, mit schwerem Herzen über den Verlust des geliebten Anführers, ihren Rückzug anzutreten. Nachdem die ermüdeten Soldaten erquickt waren, kehrten sie auf bequemem Wege mit ihrer hochwillkommenen Nachricht zu ihrem eignen Corps zurück, worauf alsbald die Vereinigung der Verbündeten erfolgte. Bei der Untersuchung des verwundeten Lieutenant Godwin hatte sich herausgestellt, daß seine noch lange anhaltende Ohnmacht nicht eine Folge der unbedeutenden Fleischwunde des Oberarmes, den die Kugel nur gestreift hatte, sondern die einer sehr ernstlichen Verwundung der linken Brust, in welcher die Kugel saß, deren Eindringen er merkwürdiger Weise gar nicht bemerkt zu haben schien, war. Die Kugel ward zwar gefunden und herausgeschnitten, aber ein sehr heftiges Wundfieber, das bei der durch den großen Blutverlust des Verwundeten entstandenen Schwäche gefährlich erschien, stellte sich ein, und der Arzt hielt es für allzu bedenklich ihn zu dislociren, als die Truppen mit dem grauenden Morgen abmarschirten. Er ward also in ein nahes Bauernhaus geschafft und der Pflege

der deutschen Insassen dringend empfohlen. Die abziehenden Truppen kamen unbehindert nicht weit, sie wurden ungestüm vom Feinde angegriffen und gezwungen, sich auf ihre alte Stellung, in deren geschützte Lage der numerisch weit schwächere Feind ihnen vorläufig nicht zu folgen vermochte, zurückzuziehen. Es war eben bei diesem Kampfe das alte Lied gewesen. Die Sachsen kämpften wie überall auch hier mit wahrem Löwenmuthe und wurden auch theilweise von den östreichischen Verbündeten mit nicht geringerer Tapferkeit unterstützt, allein sie waren in der Minderzahl und die einheitliche Leitung fehlte. Der östreichische Oberbefehlshaber, ein grand Seigneur de pure sang, war seiner Stelle in keiner Weise einem von so hoher Intelligenz geleiteten Feinde gegenüber gewachsen, und am Ende rissen die weichenden Oestreicher die Sachsen, welche sich vergeblich gegen die Flucht sträubten und, von ihren Verbündeten verlassen, noch Wunder der Tapferkeit verübten, mit sich fort. Doch verhüteten sie mit ihrem festen Standhalten wenigstens eine regellose Flucht, wie sie später bei Königgrätz in so entsetzlicher Weise den Kern der östreichischen Armee vernichtete, und verwandelten sie in einen geordneten Rückzug.

Lieutenant Godwin bekam leider reichliche Gesellschaft von Schwerverwundeten, bald war das Haus überfüllt und dicht neben seinem Lager ward der in die Hüfte geschossene Oberlieutenant Leopold Stainer niedergelegt, der trotz seiner Schmerzen den heitern Muth, der ihn charakterisirte, nicht verleugnend, beim Joiko betheuerte, es freue ihn, gerade zu dem guten Godwin gekommen zu sein. So könnten sie sich doch gegenseitig trösten und Einer in dem Muthe des Andern die Stütze finden, um ihre nothgedrungene Unthätigkeit und Langeweile erträglich zu machen. Godwin erwiederte nur mit einem matten Lächeln die Rede, denn obgleich er gerade einen lichten Augenblick hatte und den befreundeten Kameraden erkannte, war er doch unfähig zu sprechen, was ihm übrigens auch der Arzt streng untersagt hatte. Bald ward auch Stainer still und seine forcirte Lebendigkeit wich den steigenden Schmerzen unter der Hand des mit der Sonde nach der Kugel suchenden Arztes. Am andern Morgen herrschte wieder tiefe Stille in der Gegend.

Die Truppen waren durch die Schlucht abgezogen und so während dem Dunkel der Nacht dem Feinde, der sie bereits sicher in dem Kessel gefangen glaubte, den seine Truppen von allen

Seiten bewachten, seine Kanonen beherrschten, entwischt. Als die Preußen ihre Verstärkungen herangezogen hatten und nun zum Angriff vorgingen, fand es sich, daß die gegen die Lisière des Waldes vorgeschickte Plänklerkette keinen Feind fand und nur jenseits desselben ein mit Schwerverwundeten angefülltes Haus und sechs vernagelte Kanonen ihnen in die Hände fielen.

Nach Verlauf dreier Monate finden wir die beiden Offiziere in Wien wieder. Oberlieutenant Godwin — diese Standeserhöhung und der Heinrichsorden begrüßte ihn bei der Entlassung aus dem Lazareth — leiht seinen Arm dem Oberlieutenant Stainer, da dieser der obschon noch etwas schwächlichen Stütze bedarf, um sich mit Hilfe des Stockes in seiner Rechten, noch etwas mühsam und hinkend, fortzubewegen. Seine Hüftwunde ist zwar völlig geheilt, aber eine große Schwäche des Beines zurückgeblieben, welche jedoch nach Ausspruch der Aerzte nur der Zeit und einiger Schonung bedarf, um allmälig ganz zu entschwinden.

Die beiden hübschen Offiziere, deren bleiches Aussehen noch den unverkennbaren Stempel schwerer überstandener Leiden trägt, erregen die

allgemeine Aufmerksamkeit, wie sie sich langsam wandelnd des herrlichen Sonnenscheins und der fröhlichen Melodien der Strauß'schen Kapelle im Volksgarten erfreuen. Besonders waren es die Damen, welche ihre theilnehmenden Blicke gar nicht abwenden konnten von ihnen, und es unangenehm empfanden, als die beiden jungen Männer, die in ein interessantes Gespräch vertieft waren, gar so wenig darauf achteten. Ermüdet setzten sie sich endlich etwas abseits auf eine von dichtem Gebüsch umgebene Bank, welche ihnen jedoch den vollen Ausblick auf die theils ruhende, theils auf- und abwogende, elegante Welt gestattete.

Plötzlich brach Godwin mitten in einer Erwiederung ab, und der erstaunt ihn anblickende Stainer sah ihn vorgebeugt in einer Weise in das Gewühl vor ihnen starren, als hinge sein Leben an dem Blick seiner Augen. „Was hast Du denn, Rudi?" fragte er erstaunt. „Beim Joiko, Du schaust ja außi, als hättest Du eine Medusa erblickt!"

Godwin tastete nach seiner Hand. Ohne den Blick von jenem Punkte abzuwenden, der seine Aufmerksamkeit fesselte, drückte er sie bis zum

Schmerze und flüsterte mit bebender Stimme: „Siehst Du jene Dame dort drüben?“

„Ja, ich seh' halt viele Damen und schöne dazu, aber welche Du meinst, woaß i nit, wenn Du sie nicht näher bezeichnest.“

„Nun, dort drüben unter dem Tulpenbaum, die Dame in Schwarz, kennst Du sie?“

Der Oberlieutenant klemmte sein Monocle in's Auge. — „Ah! Beim Joiko, eine reizende Dame! — Schlechten Geschmack hast Du nicht, diese himmlische Blondine —“

„Dummheit! Sie meine ich nicht, hab' sie nicht einmal angesehen“ — rief Godwin ungeduldig — „die hohe, schöne, ältere Dame meine ich.“

„Ach so! die Alte?!“ meinte gedehnt Stainer.

„Was fällt Dir ein, Du faselst“ — murmelte beleidigt Godwin — „alt? Sie ist nicht älter als höchstens vierzig Jahre.“

„Nun, nun, nimm es nur nicht übel“ — sagte begütigend, sich im Stillen über die Heftigkeit des sonst so ruhigen Freundes wundernd, Stainer — „ich für meinen Theil nenne das alt, aber — nun gleichviel, werde nur nicht böse. Non, es thut mir leid, ich kenne sie nicht. Doch halt, wenn Dir viel daran liegt, kann ich er-

fahren, wer sie ist. Dort der Rittmeister Geiger von den blauen Husaren grüßte und wird mir es gern sagen, was er über sie weiß."

„Ja gewiß, lieber Leo, mir liegt viel, unendlich viel daran."

„Na warte, da will ich ihn gleich darauf anbohren. Nein nein, bleib Du nur hier" — wehrte er ab, als Jener sich erhob, um ihm den Arm zu bieten — „das kleine Stückerl Weg kann ich schon allein humpeln. Hüte Du nur unser hübsches Bankerl und bestelle mir an Eis, wenn der Sepperl kommt."

Er hinkte davon und kehrte nach kurzer Zeit zu dem ihn mit Spannung erwartenden Kameraden zurück.

„Die Dame ist eine Engländerin Namens Lady Twickenham. Die schöne Blondine ist ihre Nichte Miß Harriet Tinkles, und sie wohnen am Graben. Die Nummer wußte Geiger nicht, hat aber das Haus ganz genau beschrieben."

„Das genügt, ich danke Dir, Leo. Kennt der Rittmeister die Dame und ihre Verhältnisse genauer? Ist sie vermählt?"

„Das weiß ich nicht. Geiger konnte mir darüber nicht Bescheid geben, da seine Bekanntschaft mit ihr nur eine ganz oberflächliche ist.

Aber, was in aller Welt kann denn das Dich interessiren, Rudi? Wenn es noch die Junge wäre, ja dann, beim Joiko, könnte ich die Frage begreifen, aber so —"

„Scherze nicht, lieber Leo. Mir ist es weiß Gott nicht so um's Herz, komm nach Hause, dort sollst Du erfahren, warum mich der Anblick der Dame so erregt, daß ich nicht eher wieder Ruhe finden kann, als bis ich ihre Verhältnisse ganz genau erforscht habe."

Dem hohen Ernste des Freundes gegenüber verstummte der leichte Scherz auf Stainers Lippen, und willig hinkte er, auf Godwin sich stützend, dem Ausgange zu. Um zu diesem zu gelangen, mußten sie mitten durch die Gesellschaft und an jener Dame vorüber, die, in lebhaftem Gespräch mit einem Herrn begriffen, sie nicht bemerkte. Seufzend wendete Godwin seinen Blick von dem bleichen, feinen, die Spuren hoher Schönheit, aber auch tiefen Kummers zeigenden Antlitz der Dame ab und einer Gruppe von Offizieren zu, welche in geringer Entfernung an einem Tische saßen und sie mit lauter Acclamation begrüßten.

Dadurch aufmerksam geworden, fiel der Blick der Dame auf das ihr voll zugewendete Gesicht

Godwin's, der, mit einem der Offiziere sprechend, dessen Einladung, bei ihnen Platz zu nehmen, unter dem Vorwande zu großer Ermüdung ablehnte. Sie zuckte wie vom Blitze getroffen zusammen, ein Erbeben lief durch ihren ganzen Körper, und ein hastiger Wink rief einen in der Nähe an einem Baume sitzenden, schwarz wie sie gekleideten Mann an ihre Seite.

Mit zitternder Stimme flüsterte sie: „Sehen Sie dort den sächsischen Offizier, Morris, fällt Ihnen nichts an ihm auf?"

Der Angeredete, ein höherer Diener, er war ihr Haushofmeister, aber auch ihr Vertrauter, richtete den Falkenblick seiner grauen Augen auf den Bezeichneten, und wie seine Dame zuckte auch er zusammen. Eine leichte Blässe verbreitete sich über sein etwas geröthetes Gesicht, und er flüsterte mit zitternden Lippen zurück: „Welch' frappante Aehnlichkeit!"

„Nicht wahr, Morris? Wenn er es wäre!" und die Dame drückte die Hand auf die wogende Brust, wie um das Klopfen ihres Herzens zu beschwichtigen. Der Haushofmeister blickte besorgt in ihre gespannten, bewegten Züge und sagte warnend: „Hoffen Sie nicht zu sicher darauf,

Mylady. Es giebt solch' wunderbare Naturspiele, ohne daß —"

„Ich weiß, Morris, ich weiß," fiel sie ihm mit fieberhaftem Eifer in die Rede, „und dennoch, vielleicht führt ein glücklicher Zufall uns endlich doch zu dem, ach! so lange vergebens ersehnten Ziele. Er geht, Morris — folgen Sie ihm, erforschen Sie seinen Namen, seine Wohnung, seine Verhältnisse, eilen Sie, Morris, eilen Sie, Sie werden ihn aus den Augen verlieren."

Der alte Mann verbeugte sich tief und folgte den beiden Offizieren in geringer Entfernung.

Als die Freunde in der gemeinschaftlichen Wohnung in der Renngasse es sich bequem gemacht hatten, sagte Stainer zu dem in trüben Sinnen vor sich niederschauenden Godwin: „Nun, Rudi, ich warte mit Ungeduld auf die versprochene Mittheilung."

Der Angeredete blickte auf und sagte: „Ich überdachte eben, daß ich am besten etwas weit ausholen und Dir meine ganze Lebensgeschichte mittheilen muß, um hinreichend mein Interesse an jener Dame zu erklären. Doch zuvor sieh hier" — er zog eine goldene Kapsel, welche er an einer Schnur um den Hals trug, hervor, öffnete sie, und sich zu dem Freunde hinüber-

beugend, zeigte er ihm ein darin enthaltenes Miniaturportrait — „sage mir, wem gleicht das Bild?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

Stainer betrachtete den schönen Kopf aufmerksam und rief plötzlich in seiner lebhaften Weise: „Der Dame aus dem Volksgarten! Wahrhaftig, sie muß es selbst sein, so, ganz so muß sie einst in ihrer Jugend ausgesehen haben! Beim Joiko! Sie ist es und keine Andere. So sehr auch die Zeit und vielleicht Leiden sie gealtert haben, sind es doch unverkennbar noch dieselben Züge, die uns so lieblich aus diesem schönen Antlitz entgegenlächeln. Ach! Sie muß wunderschön gewesen sein! — Aber in welchem Zusammenhange stehst Du denn mit dieser Frau, deren Namen Du nicht einmal kanntest?“

Godwin zog das Portrait zurück, verschloß es und steckte es wieder ein, wobei er sagte: „Warte!“ Dann begann er, die Arme kreuzend: „Ich bin in der Familie eines sächsischen Staatsbeamten erzogen, kenne weder meinen Vater noch meine Mutter, und habe alle Ursache, den Namen, den ich trage, als weder dem einen noch der andern angehörend, und folglich als einen mir nicht zukommenden zu betrachten.“

„Armer Rudi!“ rief bewegt der überraschte

Stainer und drückte theilnehmend des Freundes Hand.

Dieser fuhr fort: „Meine Pflegeeltern waren für ihre bescheidenen Ansprüche wohlhabend zu nennen, ihre Ehe war ohne Kinder geblieben, welchen Mangel Beide schmerzlich beklagten. Sie wohnten in Dresden in der Neustadt. In dasselbe Haus mit ihnen, sogar auf denselben Flur, zog eine junge Schottländerin, Namens Alice Godwin. Die Dame gab sich für die Wittwe eines in Indien gefallenen englischen Offiziers aus. Sie lebte sehr eingezogen, verkehrte mit Keinem ihrer Landsleute, und machte einen außerordentlich anständigen Eindruck. Ihre Subsistenzmittel erhielt sie in regelmäßigen, monatlichen Zahlungen durch ein französisches Handelshaus, ihre Kleidung war höchst elegant, aber ihr Haushalt überaus einfach. Sie speiste aus dem Hôtel und hielt nur während des Tages ein Kindermädchen für ihren kleinen Sohn Rudolph. Der Knabe war sechs Jahre alt, aber für sein Alter sehr verständig und entwickelt, er liebte seine Mutter nicht halb so sehr, als er binnen wenig Wochen seine freundliche Nachbarin, die Frau Calculator Martin, liebte, die auf der Treppe seine Bekanntschaft gemacht und den Knaben,

dessen aufgewecktes Wesen sie ganz für ihn einnahm, zum Besuch mit in ihre Wohnung genommen hatte. Seit jenem Tage war er dort ein täglicher Gast, hatte bei seinen Freunden eine Menge für ihn gekauftes hübsches Spielzeug, und fühlte sich bei den guten Leuten so wohl, daß er niemals ohne Thränen von ihnen schied, wenn seine Mutter, die er kaum jemals mit diesem Namen, sondern, seltsam genug, immer nur Alice nannte, ihn abzuholen kam. Mrs. Godwin ertrug es mit großem Gleichmuth, daß ihr heißgeliebter Sohn sich so nach und nach von ihr abwendete, und freute sich im Gegentheil, daß sie nun nicht mehr von dem lebhaften Kinde, das alle Minuten etwas zu fragen hatte, so oft in ihrer Leidenschaft für das Lesen von Romanen gestört wurde. So sagte sie wenigstens zu Frau Martin, als Jene sich bei ihr wegen meiner großen Anhänglichkeit an sie zu entschuldigen versuchte und sie um Erlaubniß bat, meine Lehrerin zu werden.

Bisher hatte Alice noch nicht daran gedacht, meinem lebhaften Geiste Beschäftigung zu geben. Frau Martin lehrte mich lesen und schreiben. Wer war glücklicher als ich. Ich verschlang den Inhalt einer Masse Märchenbücher und be-

schmierte mit meinen Schreibübungen alle Tische und, wenn man mir nicht wehrte, selbst die Wände der Calculatorswohnung. Auch Religionsunterricht ertheilte mir mein Mütterchen, so nannte ich schon damals Frau Martin, und ich lauschte mit athemlosem Interesse ihren Erzählungen aus der Geschichte des Alten Testamentes oder des Lebens und Leidens Christi, über welches ich die bittersten Thränen vergoß. Eines Tages erhielt ich ein neues mit Bildern geziertes Geschichtenbuch. Darinnen fand ich unter anderen die rührende Geschichte von einem geraubten Königskinde. Ich vermochte mich davon nicht zu trennen und seltsame Gedanken und Erinnerungen wühlten in meinem kleinen Geiste durcheinander. Ich sah wie aus einem Nebel ein bleiches wunderschönes Gesicht vor mir auftauchen und sich liebend über mich neigen. Schwarze Locken krönte, fast ganz wie auf dem der Geschichte von dem Königskinde beigegebenen Bilde der Königin, ein funkelndes Diadem. Ein schweres Seidengewand raschelte und rauschte, und meine kleinen Hände griffen jauchzend nach einem funkelnden Kleinod, das an einer Perlenschnur um den Hals der schönen Dame hing, die ich Mama nannte und die mich unter Liebkosun-

gen in ihre Arme nahm, mir tausend zärtliche Namen gab, und mich schließlich mit Küssen fast erstickte, so daß ich laut zu schreien begann, worauf mich zärtliche Worte und ein großes Bisquit wieder besänftigten. Dann rief eine scharfe Stimme: „Ellinor! Ellinor!“ Noch ein heißer Kuß und die schöne Dame war verschwunden. — Ich schrie und zappelte, bis Alice hereinkam, mich beschwichtigend in ihre Arme nahm und zu Bett brachte. — Dann lag ich zu Bett und erwachte mitten in der Nacht. Das Zimmer war dunkel, nur vom halb verlöschten Kaminfeuer mit einem dämmernden Lichte erhellt, das gerade die Umgebung zu unterscheiden gestattete. Alice stand dunkel gekleidet an meinem Bett, küßte mich, und mich mit allen möglichen Liebesnamen nennend und mir Berge von Spielzeug, von Bonbons versprechend, wenn ich nicht weinen wollte, kleidete sie mich mit zitternder Hast an. Ich weinte auch nicht, und lauschte verschüchtert auf das Heulen des Sturmes draußen, der zuweilen mit jähem Stoß in den Schornstein fuhr, das Feuer im Kamin momentan wieder anfachend und einen Funkenregen über den Teppich streuend, um dann wieder in wechselndem Spiele mit den Jalousien vor den Fenstern zu rasseln. Endlich

war Alice fertig, ich war warm gekleidet. Sie warf einen Mantel um, und mich auf den Arm nehmend und den Zipfel ihres Mantels so über mich ziehend, daß er mich ganz verbarg, trug sie mich hinaus. Der Sturm erfaßte uns draußen mit voller Macht. Ich schmiegte mich fest an sie, denn mir war sehr ängstlich zu Muthe, dennoch lüftete ich mit meinen Händchen den Mantel und blickte durch die Lücke. Es schneite stark. Die Nacht war dunkel und keiner jener goldenen Sterne, deren Erscheinen am nächtlichen Himmel ich mit so vielem Vergnügen und so brennender Neugier nach dem Anblick des Engels, der sie anzündete und den ich doch niemals zu sehen vermochte, zu beobachten pflegte, war sichtbar. Ein großer Mann ging vor uns her. Ich fürchtete mich entsetzlich, mein kleines Herz klopfte zum Zerspringen. Der Sturm peitschte uns die großen Schneeflocken in wirbelndem Tanze gerade entgegen, und Alice keuchte unter der Bürde meiner kleinen Person. Plötzlich kehrte sich der Mann halb um und ich sah ein bärtiges Gesicht mit ein Paar unerträglich funkelnden Augen auf mich gerichtet, und eine tiefe rauhe Stimme sagte: „Gieb her den dicken Bengel, Du kannst ja nicht mehr fort, Alice.“

Ich war ahnungslos, daß ich der dicke Bengel sein sollte, denn solchen Ausdruck hatte ich noch nie gehört; da erwiederte Alice: „Nein, laß das arme Kind nur mir, es wird sonst weinen."

„Weinen? Unsinn! ich will ihm die Lust dazu schon vertreiben!" Eine rauhe Faust ergriff mich und riß mich mit einem Ruck aus Alicens Armen.

Ich stieß einen Schrei aus, aber es blieb der einzige. Denn eine große Hand verschloß gewaltsam meinen Mund, die funkelnden Augen des Mannes starrten mich mit einem bannenden Wuthblick an, und die rauhe Stimme raunte mir drohend zu: „Halt's Maul, Du Range, oder ich schlage Dich todt, dann kommst Du in's Grabeloch wie Willy." — Er zog hierauf die Hand von meinem Munde zurück, aber kein Ton kam mehr über meine Lippen und vor meinem geängstigten Kindergeiste stieg das Bild des kleinen Mädchens auf, das ich vor wenig Tagen starr und steif in ihrem Sarge liegen und dann begraben gesehen. Es war das Kind einer der Dienerinnen gewesen. Nach einiger Zeit stieg der Mann mit mir und Alice in einen Wagen und ich kehrte wieder zu Alice zurück, auf deren Schooße ich, halb getröstet, bald einschlief.

Diese beiden Ereignisse, deren Erinnerung in meinem Geiste entschlummert ruhte, waren wie durch einen Blitz erleuchtet in dem Lichte dieser Geschichte wieder vor mir neu aufgetaucht. Ich wußte mit einem Male, was ich ganz vergessen, daß ich jene schöne Dame Mama genannt, und später Alice immer nach ihr gefragt hatte, bis die Zeit sie wohl aus meinem Gedächtniß entschwinden ließ. Ich wußte jetzt, daß Alice und der schwarze Mann mich geraubt hatten, vielleicht war auch ich ein Königskind und meine königlichen Eltern wanderten wie Jene in Pilgerkleidung auf der Erde umher, in ruhelosem Suchen nach ihrem Kinde.

Das Buch festhaltend, welches die aufgestiegenen Erinnerungen in mir geweckt und sie mit so seltsamen Combinationen in meinem Geiste verknüpft hatte, rannte ich spornstreichs hinüber nach unserer Wohnung, um Alice nach meiner lieben Mama zu fragen.

Die Thür ungestüm aufreißend, blieb ich statt hineinzustürzen schüchtern auf der Schwelle stehen. Ein eleganter Herr war bei Alice. Sie hatte geweint und bei meinem Anblicke strömten ihre Thränen mit erneuter Heftigkeit. Die Hand nach mir ausstreckend, rief sie viel liebevoller als sonst:

„Komm her, Rudolph, mein armes, liebes Kind.“ Da drehte sich der Herr nach mir um, und ich, der schon einige Schritte in das Zimmer getreten war, blieb zusammenzuckend stehen und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Trotz seines von der damaligen Erscheinung sehr abweichenden, außerordentlich eleganten Exterieurs hatte ich ihn erkannt. Ich wußte, er war jener Mann, der mich meiner Mama gestohlen. Im nächsten Augenblicke rannte ich schreiend davon, um bei meinem Mütterchen drüben Schutz vor ihm zu suchen. Aber schon im Vorzimmer ergriff mich seine rohe Faust und schleppte mich zurück. Die funkelnden Augen bohrten sich förmlich in mein Gesicht ein und wie gelähmt von der bannenden Macht ihres mitleidslosen Strahles schwieg ich, wie ein armes Vögelchen unter dem Blick der Schlange, ganz von selbst still, als er mich Alice in die Arme legte. Sie nahm mich schluchzend in Empfang und trug mich in das Schlafzimmer, brachte mir Bonbons und Spielzeug und versprach mir, daß der Mann mir gewiß nicht wieder zu nahe kommen solle, wenn ich nur ruhig spielen und geduldig auf sie warten wolle, bis sie ihre Unterhaltung mit dem Manne, der bald wieder fortgehe, geendet habe. Ich ver-

sprach Alles, sie küßte mich, schloß mich ein und kehrte zu dem Manne zurück.

Sie blieb lange und ich spielte geduldig, kaum wagend mich zu rühren, endlich schlief ich ein. Es war ganz finster, als ich von Alice zu Bett gebracht ward, nachdem ich halb im Schlafe meine Abendmilch getrunken. Sie weinte wieder und küßte mich heftig. Als ich am Morgen erwachte, rief ich wie gewöhnlich nach Alice. Allein ich schrie mich heiser nach ihr, ohne daß sie erschienen wäre. Dann kletterte ich aus meinem Bettchen und lief an ihr Bett, riß die Gardinen auseinander und fing laut zu weinen an, denn sie war nicht da, ihr Bett unberührt. Ich lief in's Wohnzimmer — kein Feuer im Ofen, denn noch war es Winter und bitter kalt. Ich fror mit meinen nackten Füßen und der einfachen Bekleidung meines Hemdchens erbärmlich — kein Frühstück auf dem Tische, kein Feuer in der Küche, kurz wo ich auch in der kleinen Wohnung nach Alice suchte, sie war nicht zu finden. Die Vorsaalthür war verschlossen, der gewöhnlich von innen steckende Schlüssel fehlte. Laut weinend und schreiend kauerte ich mich an dieser Thür nieder und schlug so stark ich konnte dagegen. Es dauerte nicht lange, so ward die Thür

aufgeschlossen — der Schlüssel hatte von außen gesteckt — und die Frau Calculator Martin, mein liebes Mütterchen, erschien mit ängstlichem Gesicht auf der Schwelle. Meine Kräfte reichten gerade noch hin, um bei ihrem Anblick einen jubelnden Schrei auszustoßen, dann fiel ich der bestürzten Frau kalt und steif vor Frost in die Arme. Die Aufregung, verbunden mit der starken Erkältung, hatte mir ein Fieber zugezogen, an dem ich lange litt. Als ich wieder genesen war, fand ich mich ganz in die Wohnung des Calculators installirt und wurde als ihr Pflegekind von ihnen erzogen. Von Alice war nichts wieder gesehen worden. Mit Hilfe der Polizei gelang es nach einiger Zeit meinen Pflegeeltern, in Erfahrung zu bringen, daß sie, begleitet von jenem Manne, den sie in einem zurückgelassenen Schreiben als ihren Bruder bezeichnet hatte, bis Hamburg gereist war und dort ein Schiff bestiegen hatte, das nach Amerika bestimmt war. Dies Schiff war im Canal mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Der von Alice zurückgelassene Brief war an den Calculator gerichtet gewesen und enthielt die Bitte, sich ihres Kindes bis zu ihrer spätestens in zwei Monaten erfolgenden Rückkehr anzunehmen. Familienangelegenheiten,

welche sie später weitläufig auseinandersetzen werde, forderten diese überstürzte und ihr ganz unerwartet gekommene Reise, und ließen ihr nicht einmal Zeit, persönlich von ihren gütigen Freunden Abschied zu nehmen. Dem Briefe beigeschlossen waren zehn Pfund Sterling für meinen Unterhalt während der zwei Monate.

Ich selbst hatte an jenem Morgen eine schwarze Schnur um den Hals gehabt, ohne es in meiner Angst zu bemerken. An dieser Schnur hing ein Medaillon mit großen Brillanten garnirt, auf dessem Deckel befand sich eine aus kleineren Brillanten gebildete Grafenkrone und darunter aus echten Perlen der Namenszug E. C. Im Innern barg dies Medaillon dasselbe Portrait, welches ich Dir vorher zeigte. Als man mir, nachdem ich wieder genesen war, dies Bild vorwies, griff ich jubelnd mit beiden Händen darnach und versicherte, das sei meine liebe Mama, der jener schwarze Mann mich gestohlen. Dabei blieb ich, man mochte sagen was man wollte, konnte aber dafür natürlich keinen andern Beweis bringen, als jene zwei vagen Erinnerungen aus meiner Vergangenheit, und ich war noch nicht ganz sieben Jahr alt. — War es ein Wunder, daß Niemand mir glaubte? Da-

zu kam noch, daß ich den Eindruck, den diese meine klaren Erinnerungen vielleicht doch gemacht hätten, durch das unklare Geschwätz von dem Königskinde selbst wieder verdarb.

Dennoch erkundigte man sich vorsichtig, aber nichts gab einen bestätigenden Anhalt für die Wirklichkeit meiner, zuletzt für Fieberphantasien gehaltenen Erinnerungen. Vielmehr schien das Trauzeugniß Alicens mit Lieutenant Godwin, das man unter ihren wenigen zurückgelassenen Sachen fand, es zu bestätigen, daß ich ihr rechtmäßiges Kind sei, obgleich mein Taufzeugniß nicht gefunden wurde.

Ich verlebte bei meinen lieben Pflegeeltern eine überaus glückliche Kindheit. Der Bruder des Calculators, ein Hagestolz, war Offizier. Ich hing an dem alten Haudegen mit Liebe, und sein Beispiel und seine Erzählungen aus dem lustigen Soldatenleben weckten in mir die Lust zu seinem Stande. Durch seine einflußreichen Freunde ward ich in das Cadettencorps aufgenommen. Mit Hilfe der aus dem Verkauf der von Alice zurückgelassenen Meubles und der Brillanten des Medaillons gewonnenen, für mich auf Zinsen gelegten Summe, gelang es meinen Pflegeeltern, die Kosten des Unterhalts daselbst

und meine Equipirung als Offizier zu bestreiten. Onkel Major vermachte mir bei seinem Tode auch eine kleine Summe, die, eingetheilt, mir auf zehn Jahre den nöthigen Zusatz zu meiner Gage gewährt, ohne daß ich die Ersparnisse meines lieben Mütterchens in Anspruch zu nehmen brauche. Der gute Papa verließ uns leider auch schon vor zwei Jahren für immer. Ich könnte glücklich sein in meinem Stande, der mich befriedigt, wenn nicht immer jene Erinnerung an das liebe, sanfte und doch zugleich so edelstolze Gesicht jener Dame, die ich noch heute mit innerster Ueberzeugung für meine Mutter halte, die nimmer ruhende Sehnsucht nach ihr in meinem Herzen wach gehalten hätte, die sich wie ein rother Faden durch mein Leben zieht und mich nie zu rechtem Frieden kommen läßt. Ich habe ihr Portrait nie von mir gelassen und bemühte mich stets, wenn ich es betrachtete, mir im Geiste die Veränderungen, welche Zeit und Kummer um meinen Verlust auf dem lieben, schönen Antlitz hervorgerufen haben möchten, vorzustellen. Urtheile nun über meine Erschütterung, als —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Erzähler. Der eintretende Diener überbrachte eine Karte mit der Meldung, der Eigenthümer der-

selben lasse den Herrn Oberlieutenant dringend um eine Unterredung bitten.

Godwin drehte die Karte unschlüssig zwischen den Fingern — „Jack Morris? Hm, ich kenne Niemand dieses Namens. Du, Leo?"

„Nein, durchaus nicht. Wie sieht der Fremde aus, Fritz?"

„Sehr anständig, Herr Oberlieutenant."

„Nun, so laß ihn eintreten."

Der Vertraute der Lady Twickenham trat ein. Nach den gewöhnlichen einleitenden Höflichkeiten sagte er, den angebotenen Platz einnehmend:

„Es ist eine schwierige Sache, Sir, mit der ich beauftragt bin, und ich muß große Anforderungen an Ihre Nachsicht und Güte stellen, indem ich mich derselben entledige. Werden Sie wohl die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten, so seltsam und unberufen Ihnen dieselben auch erscheinen mögen?"

Der Eintritt des greisen Mannes hatte Godwin in eine seltsame Unruhe versetzt, bald faßte er ihn mit einem durchdringenden Blicke in's Auge, als wolle er auf dem Grunde seiner Seele nach dessen geheimsten Gedanken forschen, bald schien er wieder, den Blick nach innen richtend,

in seinem Geiste nach einer längst entschwundenen Erinnerung zu suchen. So saß er auch jetzt, den Kopf auf die Hand gestützt, vor sich niederblickend, und Mr. Morris mußte seine Frage wiederholen, damit Jener sie vernahm.

Langsam erfolgte die Antwort: „Fragen Sie nur immer, was ich kann, werde ich beantworten."

„Sie sind sehr gütig, Sir. Nun also, erlauben Sie, wer waren Ihre Eltern?"

„Das weiß ich nicht und — doch wozu das Alles?" unterbrach Godwin sich selbst, die Stimme erhebend. „Sagen erst Sie mir, Mr. Morris, in wessen Auftrage fragen Sie mich?"

„Ach, Sir!" machte Morris überrascht, „ich weiß nicht, ob — doch, Sie haben Recht. Nun, ich komme denn im Namen einer beraubten Mutter, die —"

„Sich Lady Twickenham nennt — ist es nicht so?" fiel ungestüm aufspringend Godwin ihm in die Rede.

„Wie, Sir? Sie — Sie wissen?" stammelte Mr. Morris ganz betroffen.

„Ich? O nein, ich weiß nichts, gar nichts, aber seit ein paar Stunden ahne — hoffe ich — Warten Sie," und die zitternden Hände rissen

das Medaillon hervor und hielten es ihm offen entgegen. „Sagen Sie mir, kennen Sie dies Portrait?“

„Ah!“ brach es in bebenden Freudelauten von den zitternden Lippen des sich bei dieser Entdeckung förmlich verjüngenden Greises, „das ist meine gütige Herrin Lady Twickenham, ehemals Miß Ellinor Cunningham.“

„Ah! Ellinor! Ellinor!“ jauchzte Godwin — „ja, ja, dieser Name war es, mit dem man meine schöne Mutter abrief, als ich sie zum letzten Male sah! — Kommen Sie, Mr. Morris, kommen Sie und führen Sie mich zu ihr, jeder Augenblick der Zögerung ist ein Raub an ihrem, an meinem Herzen, das sich all' die Jahre daher nach ihren Armen, nach ihrem süßen Antlitz gesehnt.“ — Er hatte Käppi und Handschuhe ergriffen und wollte fortstürmen, ohne sich darum zu bekümmern, ob Jener ihm folge.

Allein Morris hielt ihn zurück. Die Freude war aus seinen Zügen gewichen, peinliches Mißtrauen an ihre Stelle getreten. Es schien ihm unmöglich, daß eine solche Erinnerung, wie der junge Mann sie angedeutet, bei ihm, der damals, als man ihn seiner Mutter stahl, etwas über vier Jahre gewesen war, vorhanden sein

könne. Wie, wenn hier eine niedere Intrigue angesponnen werden sollte, wenn ein Anderer die zufällige Aehnlichkeit mit einem Elenden, der schon so viel Unglück und Herzeleid über ein edles Weib gebracht, zu benutzen gedachte, um sich der Lady als Sohn zu präsentiren und so der Erbe ihrer Reichthümer zu werden? — Diese Gedanken durchzuckten Mr. Morris greisen Kopf und erregten sein höchstes Mißtrauen.

„Warten Sie, Sir, so schnell geht das nicht," sagte er kalt und ernst. „Die Lady würde plötzlicher Ueberraschung erliegen und —" er faßte Godwin mit dem strengsten Blick seines Falkenauges — „Täuschung - würde sie tödten."

„Täuschung? Sir, wofür halten Sie mich?!" brauste der junge Mann auf, setzte aber, sich besinnend, ruhiger hinzu: „Es ist wahr, Beweise — Sie verlangen Beweise. Ach! Damit ist es schlecht bestellt, wenn Sie mein Herz, mein sehnend klopfend Herz, das nach seiner Mutter verlangt, nicht gelten lassen wollen und — doch halt! Warten Sie. Sie glauben nicht an meine kindlichen Erinnerungen, nicht an die Treue meines Gedächtnisses? - Soll ich Ihnen das Zimmer beschreiben, in dem ich meine liebe Mama zum letzten, eigentlich einzigen Male, dessen ich

mich mit greifbarer Deutlichkeit erinnere, sah? Soll ich Ihnen sagen, wie sie gekleidet war?"

„Ja, ja, Sir, thun Sie das! Ich weiß das Alles ganz genau," rief Morris eifrig, mit wieder steigender Hoffnung.

„Nun warten Sie, ich muß dazu meine Stellung verändern." — Er trug einen Stuhl an die Mitte der Hinterwand des mehr breiten als tiefen Zimmers und schloß sich niederlassend die Augen.

„Hier auf diesem Platze stand mein Bett, von grünen Gardinen, die immer so angenehm raschelten — es muß Seide gewesen sein — umgeben. Das Zimmer war größer und bedeutend höher als dieses hier. Die Verzierung der Wände war aus Boisserie von verschiedenen edlen Hölzern, in deren Zwischenräume ich an mir erreichbaren Stellen immer Nadeln zu stecken pflegte, die Ecken und Windungen des Musters mit ihnen bezeichnend, wobei ich mich ein paar Mal recht tief stach und an Alicens ganzen Nadeln zu deren großem Aerger die Spitzen krumm bog."

Morris' Blicke leuchteten und er hing mit Spannung an des jungen Mannes reinen, offenen Zügen.

Dieser fuhr fort, ohne sich länger zu unterbrechen, als nöthig war, um seine Erinnerungen zu sammeln: „Dort links von mir befand sich der Kamin von dunklem Stein, wahrscheinlich Marmor, über ihm in die Wand eingelassen war ein großer Spiegel mit breitem Goldrahmen. Die Decke des Zimmers war in reicher vergoldeter Stuckarbeit verziert, wie ich sie nie wieder, selbst nicht in fürstlichen Schlössern so schön gesehen. Halt! Da fällt mir noch etwas ein. — Auf dem Kaminmantel stand eine große Uhr, deren Aufsatz von Goldbronce einen in oxydirtem Silber gearbeiteten Eber von drei Hunden gepackt, vorstellte. Neben dem Kamin stand ein Schrank mit Büchern, obenauf eine große weiße Büste, wen sie vorstellte, weiß ich nicht. Zwischen den beiden mit weißen Spitzen und grünen Gardinen, gleich denen meines Bettes, verhangenen Fenstern stand ein Pianino, mit bunten Blumen oben ausgelegt. Links von mir stand ein großes Bett, ebenfalls mit grünen Gardinen verhangen, in denen ich mich immer versteckte. Alice schlief darin. Mitten im Zimmer stand ein großer niederer Tisch mit meinem Spielzeug beladen, davor ein kleiner grün gepolsterter Fauteuil für

mich, und daneben mein Schaukelpferd — es hatte getigertes Fell, hieß Hector und — Ah! Ah! — Jetzt weiß ich, warum Sie mir so bekannt erschienen" — rief er mit weit aufgerissenen Augen, wie aus einem Traume erwachend, aufspringend. — Morris mit freudeglänzendem Blick betrachtend, fuhr er lächelnd fort: „Jetzt erkenne ich Sie wohl. Sie sind — der freundliche Mann, der mich auf Hector im Zimmer umherzufahren pflegte und der mir des armen Hector getigertes Fell wieder so kunstreich aufleimte, als ich in dem Bestreben, das Innere kennen zu lernen, ihm ein Stück heruntergerissen hatte, um dann mit bitteren Thränen das nackte Holz darunter zu betrachten."

„Ja, ja, Sir, dieser Mann bin ich!" rief Morris mit Thränen in den Augen. „Verzeihen Sie mir, daß —"

„Nun warten Sie, noch bin ich nicht fertig mit meinem Gemälde," erwiederte lächelnd Godwin, und die leuchtenden Augen wieder schließend fuhr er fort: „An den Fenstern waren bewegliche Jalousien angebracht, mit welchen der Sturm immer so angenehm prasselte und klapperte. Ich bildete mir dann ein, ich wäre in einer Mühle, und schlief herrlich dabei ein.

Nun — kommt Mama, meine liebe, süße Mama. Ah! Sie war sehr schön, viel schöner als auf meinem Bilde. Sie trug ein rosa Kleid mit langer, rauschender Schleppe, die weithin den Teppich, der wie eine mit bunten Blumen bewachsene Wiese aussah, bedeckte. Wenn sie sich bewegte, schimmerte ihr Kleid wie Silber. Um ihren Hals trug sie eine Perlenschnur, an der ein funkelndes Kleinod hing, das meine Aufmerksamkeit so fesselte, daß ich daran zerrte, bis Mamas liebe, ebenfalls von Juwelen blitzende Hände es mir wegnahmen. Die schwarzen Locken ihres schönen Hauptes umflossen sie wie ein dunkler Schleier, und ein breites Diadem über ihrer weißen Stirn blitzte in allen Farben des Regenbogens."

„Ihr Gedächtniß, Sir, ist ein bewundernswürdiges" — nahm Morris erregt das Wort, als Godwin schwieg — „Sie schildern das Zimmer bis in das kleinste Detail, und genau so, wie Sie sagten, war Lady Ellinor an jenem Unglücksabende gekleidet. Verzeihen Sie meine Zweifel, die —"

„Nur natürlich waren, Mr. Morris," fiel Godwin freundlich ein. „Dem treuen Diener

ziemt in solcher wichtigen Sache die ernste Prüfung. Wünschen Sie noch etwas zu wissen?"

„Ja, Sir, ich möchte bitten. Da Sie sich in so überraschender Deutlichkeit alles Dessen erinnern, werden Sie auch ohne Zweifel noch wissen, wie es bei Ihrer Entführung zuging und von wem sie ausgeführt ward. Wir haben zwar unsere fast gewissen Ahnungen darüber, aber doch keine Gewißheit, noch ist uns Weiteres über das Wie bekannt. Vielleicht haben Sie auch noch die Güte, ein kurzes Resumé Ihres bisherigen Lebenslaufes daran zu knüpfen."

„Gewiß, recht gern."

Als der junge Mann nun das, was wir vorher aus seinem Munde gehört, in gedrängter Kürze nochmals wiederholt, fragte Morris noch:

„Alice gab Sie also für ihr Kind aus? Wer sollte Vater sein?"

„Ja, für ihr Kind aus der Ehe mit Lieutenant Godwin, der in Indien gefallen war, entsprossen."

„Godwin? Sie war nie vermählt."

„Doch, Mr. Morris, Sie wissen das vielleicht nicht. Ich besitze zu Hause noch ihren Trauschein. Er ist von der Gesandtschaft geprüft und unzweifelhaft echt."

„Welcher Name steht als der ihre in dem Scheine verzeichnet?“

„Alice Smiths.“

„Smiths? Sie hieß Alice Macgregor. Wenn also der Schein echt war, so war er — halt, so wird es sein,“ fuhr er in sich hinein murmelnd fort: „Godwin hieß ja ein Freund von ihm, und dieser? Ja, ich erinnere mich genau — dieser war vermählt, seine Frau mag wohl ebenfalls Alice geheißen haben, und — doch seine Frau starb vorher, ehe er nach Indien ging. — Nun, er wird vielleicht damals den Trauschein zurückgelassen und Jener ihn gestohlen haben. Der Elende war ja zu Allem fähig, oder — sollte eine Andere —“ laut setzte er hinzu: „Beschreiben Sie mir doch gefälligst Ihre Alice ein wenig.“

„Das ist nicht nöthig. Ich habe eine kleine Photographie von ihr. — Hier ist sie.“

„Ja, ja, sie ist es selbst, die undankbare Schlange,“ murmelte Morris, einen Blick auf das Blatt werfend, „und nun, Sir, sagen Sie mir, wie kamen Sie in aller Welt auf die Idee, daß Lady Twickenham, die Sie wahrscheinlich heute im Volksgarten eben so gut bemerkten, als Sie von ihr bemerkt wurden, Ihre Mutter sei?

Sie ist nur noch der Schatten ihrer ehemaligen Schönheit und —"

„Dennoch erkannte ich sie und ließ ihren Namen erfragen durch — aber wo ist mein Freund?" rief er, sich erstaunt nach Stainer umdrehend, dessen Abwesenheit er noch nicht bemerkt, obgleich sich Jener sofort entfernt hatte, als der Name der Lady Twickenham genannt worden war.

Morris entgegnete lächelnd: „Er ist schon lange fort. Seine Discretion erlaubte ihm wohl nicht, diesem vertraulichen Gespräch beizuwohnen, da Sie augenscheinlich seine Gegenwart vergessen hatten."

„Ja, so wird es sein, er ist außerordentlich discret und zartfühlend. Er weiß auch, daß ich nichts vor ihm geheim halte, was ich ihm irgend anvertrauen kann, ohne das Geheimniß Anderer zu verletzen. Doch, Mr. Morris, sind Sie nun zufrieden, werden Sie mich nun zu meiner theuren Mutter führen?"

„Noch nicht, Sir, verzeihen Sie mir, aber ich muß Ihnen durchaus vorher von Ihrem Vater sprechen. Doch eine letzte Bitte, schildern Sie mir, so genau Sie können, gefälligst das Aeußere Ihres Entführers."

Nach kurzem Besinnen sagte Godwin: „Er

war von außerordentlich hoher Figur und zartem bleichen Teint, hatte dunkles gelocktes Haar und einen großen Bart. Sehr weiße, kleine aber spitze, auseinander stehende Zähne, welche den Zähnen eines Raubthiers glichen, schmückten den ziemlich kleinen, tief gerötheten Mund, der meiner kindischen Phantasie wie mit Blut befleckt erschien. Funkelnde grünliche Augen, die einen unerträglichen Glanz hatten, vereinigten sich mit den seltsamsten Augenbrauen, die ich je gesehen — sie waren kühn geschwungen und bildeten zusammenlaufend über der scharfen Linie der fast geraden Nase eine tiefe Spitze — um dies bleiche, zarte Antlitz, das, wenn ich es mir jetzt im Einzelnen so deutlich vergegenwärtige, wie es tief in meine Seele eingeprägt ist, von tadelloser, obgleich seltsamer Schönheit sein mochte, zu dem eines Dämons zu machen. Dieser Mann müßte ein unbezahlbares Modell für einen Maler gewesen sein, wenn er Luzifer malen wollte. — Warum muß der elende Schurke todt und meiner Rache ent—"

„Still, still, das dürfen Sie nicht sagen! Denn — wie schlecht er auch war, den Sie mit der treuesten Portraitähnlichkeit soeben schilderten,

es war Ihr Vater. Nicht Sie dürfen sich zum Richter gegen ihn aufwerfen."

„Mein Vater?!" rief Godwin erbleichend und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Großer Gott! Er mein Vater?! — Welch' fürchterliche Entdeckung! O! Noch sehe ich seinen haßerfüllten Blick mich anfunkeln, höre noch seine rauhe Stimme, die kein Schimmer, ich will nicht sagen von Liebe, obgleich ich diese wohl fordern konnte — das Thier des Waldes, ja das blutgierigste von allen, der Tiger selbst liebt seine Jungen, aber sage ich von — Mitleid für mich — für mich, den er grausam aus den Armen der zärtlichsten Mutter riß, belebte. Ach, wie konnte sie —" er hielt erschreckt inne, denn schon diese Frage schien seinem zartfühlenden Herzen die kindliche Pietät gegen die heißgeliebte Mutter zu verletzen.

Morris setzte seine Rede fort. „Ja, wie konnte sie, das edle, reine, hochgesinnte Mädchen jenen durch und durch verderbten Menschen lieben? — Diese Frage haben sich alle ihre Freunde, denen das Geheimniß dieser unglücklichen Verbindung bekannt wurde, vorgelegt. Doch jener Mann konnte von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit sein, und das Frauenherz ist unbe-

rechenbar. Es ist durchaus nothwendig, Sir Ralph, denn so heißen Sie, nicht Rudolph, daß ich Sie eingehend über das Verhältniß zwischen Ihren Eltern unterrichte, denn nie darf der Name Ihres Vaters über Ihre Lippen kommen, nie eine zufällige Andeutung sein Gedächtniß in Ihrer Mutter Gegenwart erneuern. Um ihrer Ruhe willen muß ewiges Vergessen sein Grab bedecken, sie selbst wird, dessen bin ich gewiß, seiner nie gegen Sie erwähnen. Sie sind ihm außerordentlich ähnlich in den Gesichtszügen, doch die Augen Ihrer Mutter und der Mangel jener seltsam gezeichneten Brauen geben, verbunden mit dem auf Ihren Zügen ruhenden Stempel eines guten Herzens, Ihrem Antlitz bei gleicher Schönheit einen andern Ausdruck. Ihre Mutter ward als die Tochter des Sir Ralph Cunningham, eines sehr reichen Landedelmannes, geboren. Lady Cunningham überlebte die Geburt der Tochter nur um Stunden, und Miß Sarah Cunningham, die älteste Schwester Sir Ralphs, vertrat Mutterstelle bei ihr. Miß Sarah war von sehr schwärmerischer Natur, hatte eine Liebestäuschung in ihrer Jugend erlitten und war dadurch sehr excentrisch in ihrem Wesen geworden, wies alle Anträge ab und haßte außer

ihrem Bruder alle Männer. Sie concentrirte das ganze Liebesbedürfniß, die ganze Liebesfülle eines zärtlichen Herzens auf die Nichte, ihrem Wohle, ihrem Glücke mußte alles Uebrige, sie selbst in erster Linie, nachstehen, und was zu erwarten stand, sie verzog die Nichte gründlich. Es gab keinen Wunsch, den Miß Ellinor aussprach, der nicht Erfüllung gefunden hätte, ja wenn Miß Sarah ihn zu errathen vermochte, so war er erfüllt, ehe Miß Ellinor Zeit fand, ihm Worte zu geben. — Bei solcher Erziehung konnte es nicht fehlen, daß Miß Ellinor bei allen liebenswürdigen Eigenschaften ihrer edlen Natur außerordentlich eigenwillig wurde und sich gegen jeden noch so leisen Zwang empören mußte. — Sir Ralph, ihr Vater, bekümmerte sich wenig um sie, obgleich er sie zärtlich liebte, er war ein stolzer Herr und eifriger Politiker. So wuchs Miß Ellinor zu einer Schönheit empor. Bei Gelegenheit eines Gesellschaftsballes machte sie die Bekanntschaft eines Lieutenants der Horse-Guards, Namens Percival Glyde, der sich gerade in der Nähe bei einem Freunde zum Besuch aufhielt.

Mr. Glyde war als ein Don Juan bekannt, ja berüchtigt, und vielleicht gerade darum bei allen jungen Damen außerordentlich beliebt. Er

war der wildeste, kühnste Reiter und einer der vorzüglichsten Tänzer, die es je gegeben. Von dem Augenblicke an, daß er Miß Ellinor Cunningham vorgestellt worden und die Ehre eines Tanzes erlangte, hatte er nur Augen für sie und galt für ihren Anbeter, ehe sie etwas davon bemerkte. Seine Fortschritte in ihrer Gunst waren nur langsame, doch dem gewandten Verführer gelang es nur zu leicht, sich die Liebe ihres unberührten und unerfahrenen Herzens, dem keine kluge Mutter warnend zur Seite stand, zu erwerben. Miß Sarah, die Männerfeindin selbst, ward spielend von ihm gewonnen, und das von ihren Lippen fließende Lob seiner Ritterlichkeit, bestärkte unglücklicherweise nur die Hinneigung ihrer Nichte zu ihm. Die Einwilligung des stolzen Sir Cunningham in eine Ehe seiner Tochter mit dem armen, von Schulden fast erdrückten Lieutenant ohne adelichen Namen zu erlangen, mußte von vornherein als aussichtslos betrachtet werden. Dennoch versuchte Mr. Glyde sein Heil, ward aber mit Spott und Hohn und dem beleidigendsten Stolz abgewiesen. Er schäumte vor Wuth, und schwor die Beleidigung heimzuzahlen und Miß Ellinor dennoch zu erringen. Sir Ralph lachte ihm in's Gesicht und verbot

ihm sein Haus. Damit war für den stolzen Mann die Sache abgethan und er sagte seiner Tochter nicht einmal ein Wort von der verunglückten Bewerbung, da er es für unmöglich hielt, daß sie mit ihrer Bewilligung oder auch nur mit ihrem Wissen erfolgt sei. Ein verzweiflungsvoller Brief Mr. Glyde's, in dem er sich zu tödten drohte, wenn er die Hoffnung ihres Besitzes aufgeben müsse, unterrichtete Miß Ellinor von dem verunglückten Versuche. Sie gerieth außer sich und erklärte ihrer Tante rundheraus, daß sie Mr. Glyde's Weib werden oder mit ihm sterben wolle. Miß Sarah entsetzte sich über alle Maßen. Zum ersten Male versuchte sie der Nichte gegenüber Widerstand. Sie bat und weinte, drohte und bat, und das Ende war, daß sie in eine geheime Vermählung willigte und ihre Hilfe dazu nicht verweigerte. Sie ging unter dem schützenden Mantel eines angenommenen Namens in eine entlegene Gegend, unter dem Vorwande die Seebäder daselbst zu gebrauchen. Dort wurde die Vermählung, zu der Mr. Glyde bereits alle Vorbereitungen getroffen und einen ihm befreundeten Geistlichen gewonnen hatte, vollzogen. Das junge Paar verlebte einen Monat unermeßlichen Glückes. Wenigstens war dies auf Seiten Lady

Ellinor's der Fall. Dann kehrte Mr. Glyde in seine Garnison, sie in das Haus ihres Vaters zurück, und während fast eines Jahres mußten zärtliche Briefe den Vermählten allein die Vermittler ihrer Liebe sein. Endlich mußte wieder eine Abwesenheit ermöglicht werden. Miß Sarah gewann die Einwilligung ihres Bruders zu einer Reise nach Frankreich, welche der Arzt, der in das Geheimniß eingeweiht werden mußte, der kränkelnden Miß Ellinor zur Herstellung ihrer Nerven verordnet hatte. In einem entlegenen Dorfe der Bretagne wurden Sie geboren und erhielten in der heiligen Taufe, der Ihr Vater beiwohnte und bei der Miß Sarah und ich als Zeugen fungirten, den Namen Ihres Großvaters.

Abermalige Trennung folgte nach einigen Wochen. Es sollten die letzten glücklichen sein, die Lady Ellinor auf lange, lange Jahre hinaus verlebte. Mr. Glyde war schon damals sehr zerstreut und unruhig. Kaum in die Heimath zurückgekehrt, ward Lady Ellinor durch die Zeitungen die niederschmetternde Kunde, daß Lieutenant Percival Glyde wegen betrügerischer Schulden infam cassirt worden sei. — Somit war auch der letzte Schimmer von Hoffnung, ihren Vater mit ihrer geheimen Ehe doch noch zu ver-

söhnen, für immer verschwunden. Sie war in Verzweiflung, aber ihre Liebe zu dem Gemahl ließ den Glauben an die Gerechtigkeit der schweren Strafe, die ihm geworden, gar nicht in ihr aufkommen, und Miß Sarah mußte all' ihre Ueberredungskunst zu Hilfe nehmen, um sie von einem nie wieder gut zu machenden unvorsichtigen Schritte abzuhalten, denn sie wäre am liebsten sofort zu dem nach ihrer festen Ueberzeugung unschuldig leidenden Gemahl geeilt, um ihn zu trösten. Den Vernunftgründen und inständigen Bitten der Tante endlich nachgebend, schrieb sie ihm wenigstens einen zärtlichen Brief, mit Allem erfüllt, was ein zartfühlendes Weib aufbieten mag, um ein geliebtes Wesen über unverschuldete Mißgunst des Schicksals zu trösten. Die Antwort auf diesen Erguß eines zärtlichen Herzens waren einige leichte Scherzworte über die willkommene Befreiung von der — Schinderei des Dienstes und die Bitte um — Geld. Miß Sarah fand die Lady mit diesem zerknitterten Briefe in der Hand ohnmächtig am Boden in ihrem Zimmer liegen. Nicht der Schrecken über die Höhe der geforderten Summe hatte sie niedergeworfen, sondern die niedrige Gesinnung, welche aus dem rechen Cynismus dieses Briefes sprach, der über

den Verlust seiner Ehre spottete. In dem neuen, nur zu richtigen Lichte, in welchem der Charakter ihres Gatten der Aermsten nun erschien, fiel es ihr wie Schuppen von den verblendeten Augen, und gar manche gemeine Handlung, manche Rohheit stieg vor ihrem rückschauenden Geiste, entkleidet von dem beschönigenden Schimmer ihrer liebeerfüllten Phantasie, in erschreckender Nacktheit empor. Mit einem Male glaubte sie an seine Schuld und die Gerechtigkeit des Urtheils. Dessenungeachtet machte sie die größten Anstrengungen, um ihn von der Last seiner Schulden zu befreien. Mit Hilfe der Tante brachte sie geforderte Summe auf und sendete sie ihm. Die Antwort ließ lange auf sich warten. Als sie endlich kam, floß sie über von zärtlichen Phrasen. Aber Lady Ellinor's nicht mehr befangener Blick durchschaute ihre Hohlheit und suchte mit schmerzlicher Angst nach einem einzigen aus dem Herzen kommenden Wort. Es war umsonst. Vergeblich suchte sie ferner nach einer leisen Andeutung von Sehnsucht nach ihr oder nach seinem Kinde, das er nicht einmal erwähnte, vergeblich nach einem Worte der Reue, auf deren gänzliche Abwesenheit überdies schon der Ort, von welchem das Schreiben datirt war, sie hinweisen mußte, wenn

sie dies nicht erst zuletzt bemerkt hätte. Der Brief kam von Boulogne-sür-mer. Statt mit der ihm gesandten großen Summe seine Schulden zu bezahlen, war er damit entflohen und hatte seinen zahlreichen Gläubigern das leere Nachsehen gelassen. Während eines vollen Jahres blieb Lady Ellinor ohne alle Nachricht von ihm. Sie sehnte sich auch nicht darnach, noch versuchte sie sich in sein treuloses Gedächtniß zurückzurufen. Die Verachtung hatte längst die Liebe getödtet, und sie überwand nach und nach den tiefen Kummer über die fürchterliche Enttäuschung und lebte wieder im Anblick ihres fröhlich gedeihenden Kindes auf. Wir hatten Mittel und Wege gefunden, das Kind in ihre Nähe zu bringen. Eines Tages war eine in Schwarz gekleidete, tief verschleierte Dame vorgefahren und hatte Miß Sarah eine versiegelte Karte geschickt, worauf diese unter lauten Acclamationen der Freude hinausstürzte und ihre liebe Lady Georgiana — so nannte sie die Fremde — umarmte und in die inneren Zimmer zog. Eine junge Dienerin und ein noch kein Jahr alter, in schwarzen Sammt gekleideter Knabe blieben in dem Vorzimmer zurück. Nach einiger Zeit erschien die schwarze Dame wieder, umarmte wie es schien weinend das Kind — sie blieb da-

bei dicht verschleiert — sagte der Dienerin Lebewohl und fuhr davon. Der Knabe blieb mit seiner Wärterin im Schlosse. Miß Sarah sagte allen Neugierigen, und es gab deren viele, der kleine Ralph sei das Kind einer Jugendfreundin, die, in heimlicher Ehe mit einem vornehmen Manne vermählt, in Familienangelegenheiten nach Italien gereist sei und ihr auf die unbestimmte Zeit ihrer nothwendigen Abwesenheit den Sohn anvertraut habe. Man zerbrach sich den Kopf, um die Person zu errathen, welche unter dem Namen Lady Georgiana verborgen sei, zweifelte aber nicht im Entferntesten an der wirklichen Existenz dieser Person, noch streifte man nur mit den Gedanken die Idee, Lady Ellinor mit dem Kinde in irgend einen Zusammenhang zu bringen. Man wunderte sich wohl, daß Lady Ellinor den fremden Knaben immer um sich hatte, errieth aber keineswegs das wahre Maß ihrer Liebe zu ihm, da die Lady eine unglaubliche Selbstbeherrschung besitzt, und vor fremden Zeugen zwar ihre Neigung für das Kind nicht verbarg, aber sie ganz auf dem Niveau erscheinen ließ, das für ihre angebliche Stellung zu ihm paßte. Die Frau, welche mit so viel Anstand und Geschick die vornehme Dame gespielt

hatte, war die sage femme gewesen, welche einst der Lady bei Ihrer Geburt beigestanden und Sie bis zu Ihrer Aufnahme in Cunninghamcastle verpflegt hatte. Alice Macgregor, Ihre Wärterin, war aus einer Familie, welche Miß Sarah geradezu Alles zu verdanken hatte. Alice selbst war auf deren Kosten im Auslande erzogen und zur Gouvernante ausgebildet worden, bis man ihrer bedurfte und sie in's Vertrauen zog, ihren Schwüren ewigen Schweigens vollen Glauben schenkend und sie mit einem überreichen Gehalte, den sie 'nirgend anderswo zu erhalten hoffen durfte, als Ihre Pflegerin und Erzieherin installirte. —

Nach Verlauf eines Jahres kamen plötzlich wieder überaus zärtliche Briefe von Mr. Glyde, die Lady Ellinor ohne Erwiederung ließ. Dann kam einer, welcher in dürren Worten seine elende Lage schilderte. Von der ganzen großen Summe war nichts mehr übrig. Das Gefängniß stand Mr. Glyde in nächster Aussicht, da er, dem Hungertode nahe, sich aus Noth einer Wechselfälschung schuldig gemacht habe, welche jetzt an das Licht des Tages kommen müsse, wenn er nicht binnen einer Woche die Summe decke. Es war nur die kleine Summe von fünftausend

Pfund Sterling, die er, wie er sagte, zur Stillung seines Hungers gebraucht hatte. Noch einmal erfüllte Lady Ellinor sein Verlangen, er erhielt das Geld, aber mit dem Bemerken, daß es das Letzte sei, was sie ihm schicken könne, und daß sie ihn überhaupt ersuche, sie für alle Zeit mit derartigen Zumuthungen zu verschonen, da sie durch den Verlust seiner Ehre das Band als zerrissen betrachte, welches sie einst vereinte. Fast zwei Jahre gingen nun in ungestörter Ruhe vorüber, wenn man die verdrießlichen Scenen, welche Lady Ellinor mit ihrem Vater Sir Ralph in dem Laufe dieser Zeit wegen einiger abgewiesener Heirathsanträge hatte, nicht rechnete. Zwei dieser Bewerber erfreuten sich besonders der Befürwortung ihrer Wünsche von Seiten Sir Ralph's, und er war sehr ungehalten, ja zornig, daß auch sie abgewiesen wurden.

Da ereignete sich plötzlich etwas, was Lady Ellinor's Seelenruhe, wie es scheinen mußte, für immer zerstörte und sie einer grenzenlosen Verzweiflung preisgab, die um so schlimmer in ihr wüthete, je größer die Anstrengungen, sie vor Aller Augen zu verbergen, sein mußten. Mit gebrochenem Herzen lächeln, mit verzweifelnder Seele tanzen und scherzen zu müssen, ist gewiß

die größte Pein, welche einem Menschen aufgebürdet werden kann.

Eines Abends war in Cunninghamcastle ein Knabe mit einem schmutzigen Zettel erschienen, der, wie er sagte, von seinem Großvater komme und den er durchaus Miß Ellinor Cunningham selbst übergeben müsse. — Ein weit hergewanderter Sterbender — so stand in dem Zettel — bitte inständig um die Gnade einer persönlichen Unterredung mit Miß Cunningham, er könne nicht sterben, bevor er nicht sein Herz vor ihr entlastet und ihre Verzeihung für ein ihr zugefügtes großes Unrecht erbeten habe. — Sie reichte mir erbleicht den Zettel, und Beide wechselten wir einen verständigenden Blick, denn unser Gedanke war an irgend eine Intrigue Mr. Glyde's. — Ich examinirte den Knaben der Kreuz und Quer, aber er blieb dabei, daß jener Mann, der sterbend in der Hütte des Feldhüters liege, sein Großvater Bob Coutts sei. Von mir begleitet ging Lady Ellinor nach der einsam gelegenen Hütte. Ich hatte es für rathsam gehalten, mich gehörig zu bewaffnen und ein paar unserer stärksten Leute in einiger Entfernung folgen zu lassen, die ein paar hundert Schritte von der Hütte stehen bleiben und auf einen abgefeuerten Pistolenschuß

hin uns zur Hilfe kommen sollten, denn mein Argwohn war keineswegs beschwichtigt, und ich traute Mr. Glyde eben Alles zu. — Mein erster Blick auf den abgezehrten Mann mit dem schneeweißen Bart und Haupthaar, das wild um ihn herumhing und den abschreckenden Eindruck seiner verzerrten Züge und fieberisch glühenden Augen vermehrte, zeigte mir ein wildfremdes Gesicht. Die leere Hütte bewies, daß für diesmal mein Argwohn unbegründet gewesen. Auch Lady Elinor konnte sich nicht erinnern, diesen wüsten Menschen je gesehen zu haben, noch begriff sie, worin das Unrecht bestehen solle, das er angeblich ihr zugefügt. Ach! Sie sollte es nur zu schnell erfahren. Schon seine ersten Worte erschreckten sie auf das Tiefste. Der Elende redete sie als Mrs. Glyde an, und nun ward ihr die fürchterliche Kunde, daß ihre Ehe mit Mr. Percival Glyde nie eine rechtmäßige, sondern nur ein von diesem arrangirter Theatercoup, bei dem er — der Sterbende — ein ehemaliger Sergeant der Horse Guards, der wegen schlechter Streiche schimpflich entlassen worden, gegen das Entgeld von zwanzig Pfund den Geistlichen gespielt und den Trauschein, wie vorher den angeblichen Dispensschein gefälscht hatte. — Der Elende jam-

merte laut, als Lady Ellinor wortlos unter der Wucht dieser niederschmetternden Entdeckung zusammenbrach. Er glaubte, sie sei gestorben und er gehe nun ihrer Verzeihung verlustig und noch mit einem, wenn auch unwillkürlichen Morde beladen, geradeswegs in die Hölle. Er war katholisch, und der Priester, der seine Beichte gehört, hatte ihn nicht eher absolviren wollen, ehe er nicht der unglücklichen Dame, die er betrügen half, seine Schuld bekannt und ihre Verzeihung erhalten. Unter meinen Bemühungen kam die Lady wieder zu sich und ein herzzerreißender Ausbruch des Jammers erleichterte sie ein wenig. Der Elende erhielt die erbetene Verzeihung und unterschrieb das von mir schnell niedergeschriebene Bekenntniß seiner Freveltat. Von mir mehr getragen als geführt, gelangte Lady Ellinor wieder nach dem Schlosse, wo sie vier Tage fast regungslos in ihrem Zimmer lag, ohne irgend Jemand sehen zu wollen. Der verzweifelnden Miß Sarah gelang es endlich, mit Ihnen auf dem Arme bei ihr einzudringen, und obgleich Ihr Anblick einen neuen furchtbaren Ausbruch des Jammers zur Folge hatte, war doch von dem Momente an die Erstarrung von Lady Ellinor gewichen. Sie verweigerte nicht mehr Nahrung

zu nehmen, denn sie mußte ja leben, leben für ihr Kind. Langsam erholte sie sich und ward wenigstens äußerlich wieder ruhig. Sir Cunningham war damals glücklicherweise in London, die Parlamentsferien waren vorüber und er ein viel zu eifriger Politiker, um bei den parlamentarischen Kämpfen fehlen zu dürfen, wo seine Stimme als eine gewichtige galt. Bald erlitt die äußere kaum wiedergewonnene Ruhe der Lady Ellinor eine neue nachhaltige Störung. Es kam wieder einmal ein Brief von Mr. Glyde, in dem er diesmal, alle Zärtlichkeitsphrasen bei Seite lassend, die peremtorische Forderung von abermaligen fünftausend Pfund stellte und im Verweigerungsfalle die Veröffentlichung seiner geheimen Ehe mit Lady Ellinor in Aussicht stellte. Die Lady überließ es mir, diesen Brief zu beantworten.

Ich sendete einfach eine Abschrift jenes von Bob Coutts unterzeichneten und auf meine Bitte später von seinem Beichtvater beglaubigten Bekenntnisses seiner Schandthat an Mr. Glyde, fügte aber das Versprechen bei, ihm die verlangte Summe zu senden, wenn er binnen vierzehn Tagen alle von der Lady an ihn gesendeten Briefe, ohne Ausnahme, zurückschicken wolle.

Unter dieser einzigen Bedingung werde die Lady über sein Vergehen an ihr schweigen und auf seine Bestrafung verzichten, auf welcher sie andernfalls, gleichviel welch' unverdiente Schande sie selbst dabei treffen möge, durchaus bestehen, dem Gericht die Sache übergeben werde. — Umgehend schon erhielt ich die Briefe, kein einziger fehlte. Ich war angenehm überrascht und sandte sofort die bereit gehaltene Summe, hoffend, ihn damit für immer los zu sein. — Ach, wie thöricht war meine Hoffnung! Kaum war wieder ein Vierteljahr vorüber, so folgten neue Forderungen, die sich in kurzen Zwischenräumen wiederholten, aber nie einer Antwort gewürdigt wurden.

Lady Ellinor lebte ein elendes Leben, dem sie erlegen sein würde, wenn nicht ihr Kind sie aufrecht erhalten hätte, das immer schöner und blühender heranwuchs und eine weit über sein Alter gehende Klugheit entwickelte.

Die letzten Briefe Mr. Glyde's waren auffälligerweise mit Selbstanklagen, wilden Reuergüssen, winselnden Bitten um Vergebung, Zärtlichkeitsbetheuerungen und Schwüren unvergänglicher Liebe angefüllt, ohne eine Bitte um Geld oder die leiseste Drohung zu enthalten. Ich mußte

sie alle in Empfang nehmen, denn die Lady würdigte dieselben keines Blickes, sie wollte, daß sie uneröffnet zurückgeschickt würden, jedoch ich hielt das nicht für klug, mit einem Menschen wie Glyde mußte man vorsichtig sein. Möglicherweise mochten diese Briefe eine Andeutung über einen etwaigen Racheplan enthalten, denn mich peinigte, trotz meiner Hoffnung vom Gegentheil, immer die unabweisbare Ahnung, daß wir mit ihm noch nicht fertig seien. — Leider erwies sich diese instinktive Furcht als nur zu begründet. Alle meine Vorsicht vermochte die Katastrophe und das Gelingen seines schändlichen Planes, auf dessen Vorhandensein nichts in diesen Briefen hindeutete, die wahrscheinlich schon im Voraus geschrieben und in Boulogne von einer vertrauten Person von Zeit zu Zeit auf die Post gegeben wurden, um um uns sicher zu machen, während Mr. Glyde verkleidet längst in unserer Nähe an seinem Werke arbeitete. So kam es, daß Ihre Entführung uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen mußte. Der Grafschaftsball kam heran, derselbe, bei welchem vor sechs Jahren Lady Ellinor die Bekanntschaft des Dämons machte, der ihr Glück, ihre Ruhe vernichtete, ihr Leben für immer mit endloser Reue be-

lastete. Sie durfte sich nicht ausschließen und ließ sich schmücken, wie es die Gelegenheit und ihre Stellung in der Gesellschaft erforderte. Tief niedergedrückt von der Last ihrer Erinnerungen, begab sie sich zu ihrem Kinde, um in seinem klugen kindlichen Geplauder die Kraft zu suchen für die gesellschaftliche Tortur, die sie erwartete. Sie verbrachte bei ihm eine glückliche Viertelstunde und konnte sich gar nicht trennen, bis endlich die mahnende Stimme der Tante ungeduldig sie an die strenge Nothwendigkeit des Scheidens erinnerte. —

Am Morgen war Alice mit Ihnen verschwunden. Es stellte sich heraus, daß Alice mit einem hochgewachsenen Fremden, der sich für einen Farmerssohn aus der benachbarten Grafschaft ausgegeben, seit etwa einem oder zwei Monaten ein Liebesverhältniß unterhalten und, wenn man sie geneckt, schnippisch erwiedert hatte, die Sache gehe Niemand an als Miß Sarah, diese wisse davon und werde sie ausstatten, wenn sie zu Ostern ihren Charlie heirathe. Man glaubte ihr, da man keine Ursache hatte sie zu beargwöhnen und sie sich immer als ein stilles, bescheidenes, anständiges Mädchen gezeigt hatte. — Mit diesem Manne war sie entflohen. — Die Flucht mußte

lange vorbereitet sein, denn die Garderobe und Wäsche des Kindes, wie ihre eigene, war ebenfalls verschwunden; später erst entdeckte Miß Sarah, daß ein Medaillon mit Brillanten garnirt und das Bild ihrer Nichte enthaltend, das sie von Lady Ellinor einst zum Geburtstage erhalten, wahrscheinlich von Alice entwendet sei. — Lady Ellinor war wie von Sinnen. Eine starke Erkältung, welche sie sich auf dem Balle zugezogen hatte und die in ein Nervenfieber ausartete, lieferte den willkommenen Vorwand zur gänzlichen Abschließung ihrer Person, denn nur dadurch vermochten wir ihre der Raserei gleichende Verzweiflung zu verbergen. Keine Nachforschungen führten zur Entdeckung Alicens und ihres Pfleglings. Nach einer in martervollster Angst verbrachten Woche kam endlich ein Schreiben Mr. Glyde's, das im trockensten Tone die mit dem Rechte des Vaters erfolgte Beschlagnahme seines Kindes meldete und zu dessen Unterhalte die runde Summe von dreihundert Pfund in jedem Monat forderte. So lange diese Pension richtig gezahlt werde, dürfe die Lady darauf rechnen, daß der Knabe mit äußerster Sorgfalt behandelt und erzogen werde, bleibe jedoch die Pension länger als einen halben Monat aus, so

werde er in irgend ein Waisenhaus abgeliefert oder, noch besser, einem jener Bettler übergeben werden, welche ein Gewerbe daraus machen, aus gesunden Kindern Krüppel zu fabriciren, um mit ihnen das Mitleid zu erregen und reichlicher als sonst Almosen zu erhalten. Er hoffe, schloß der herzlose Elende, daß Ellinor es als zärtliche Mutter dazu nicht kommen lassen und hübsch pünktlich die kleine Pension zahlen werde, denn — denn —" brachte Morris fast schluchzend mit stockender Stimme heraus — „es wäre doch Schade um — um die hübschen schlanken Glieder des —"

„O Mutter! Arme, arme Mutter!" schluchzte Ralph. —

„Ja wohl war sie bedauernswerth, die Unglückliche, denn dieser entsetzliche Brief, welchen zu verheimlichen mir nicht gelang, warf sie abermals in Jammer und Verzweiflung zurück.

Nun, die geforderte Pension war stets zur rechten Zeit in den Händen Mr. Glyde's, der nach Paris übergesiedelt war. Offen konnten wir der Natur der Sache nach nicht gegen ihn vorgehen, aber ein paar Detectives, die wir abgesendet hatten, machten die größten Anstrengungen, den Aufenthalt des Kindes zu erforschen.

Allein die Schlauheit des unnatürlichen Vaters besiegte alle Bemühungen der erfahrenen Beamten in dieser Richtung. In anderer Beziehung waren sie um so glücklicher. Man entdeckte Fäden und Beziehungen, welche wieder auf die Spur Anderer führten, und bald hatte man das Material in den Händen, um Mr. Glyde zu jeder Zeit vor Gericht bringen zu können. Ich will Ihnen die Art seiner Vergehungen lieber verschweigen. Wir wagten jedoch nicht uns dieser gewonnenen Macht, wenn auch nur zum Schein, um ihn zu schrecken, gegen ihn zu bedienen. Da veranlaßte ein in der Trunkenheit verübter, beinahe mit dem Tode des davon Betroffenen — es war einer seiner Spießgesellen — endigender Mordanfall seine Flucht. Er entschwand, von Steckbriefen verfolgt, genau so spurlos, wie er aus der Umgegend von Cunninghamcastle verschwunden war, den Augen der französischen Polizei wie unserer Detectives. Nach einigen Tagen kam ein Brief, der die Rückgabe des Kindes gegen die Zahlung von zehntausend Pfund St. anbot. Der Umtausch sollte in New York an einem bestimmten Tage erfolgen. Lady Ellinor und Miß Sarah verpfändeten alle ihre Juwelen und ein der Letzteren gehörendes Gut, um die geforderte

Summe zu schaffen. Sie wurde nie in Anspruch genommen. — Das Schiff, welches Mr. Glyde mit einer Frau, die nach der Beschreibung keine andere als Alice sein konnte, bestieg, ging, wie Sie wissen, zu Grunde, und jede Spur von Ihnen, Sir Ralph, schien für immer verloren. Nur so viel konnte festgestellt werden, daß Sie nicht auf dem Schiffe waren. Ach, urtheilen Sie, wie qualvoll die nimmer ruhende Sorge und Angst um Ihr Schicksal Ihre unglückliche Mutter foltern mußte. Und wie überflüssig war doch diese Sorge, wie gnädig sorgte Gottes Vaterhand für das verlassene hilflose Kind, wie unaussprechlich groß wird die Freude Ihrer Mutter, wie tief und unendlich ihr Dank gegen Ihre braven Pflegeeltern sein! Leben Beide noch?"

„Leider nein. Der gute Papa ist todt, aber Mutterchen lebt noch und ist trotz ihrer weißen Haare und ihrer siebzig Jahre eine lebhafte, rüstige Frau, die ihrem kleinen Haushalte als umsichtige Herrin vorsteht. Aber ich habe noch eine Frage. Ist meine liebe Mutter Wittwe?"

„Nein, Lord Twickenham lebt noch und ist hier. Lady Ellinor gab endlich, fünf Jahre nach Ihrem Verschwinden, den dringenden Bitten ihres Vaters, des Sir Cunningham, nach und

vermählte sich mit dem Lord, der sie schon lange liebte. Sie hat es nie zu bereuen gehabt. An seiner Seite erst lebte sie wieder auf und lernte wieder lächeln, sie liebt und verehrt ihren Gemahl, der diese Liebe und Achtung auch in hohem Maße verdient. Lord Twickenham kennt die unglückliche Vergangenheit seiner Gattin und vereinte seine Anstrengungen mit den unseren, um Sie zu suchen. Sie wissen, wie erfolglos bis heute. An Sir Reginald werden Sie einen gütigen Freund, vielleicht einen Vater finden, denn leider war seine Ehe mit Lady Ellinor bisher ohne Kindersegen, und die Lady ist wohl nun über die Jahre hinaus, um noch auf Kinder hoffen zu dürfen."

„Ich danke Ihnen, Mr. Morris. Mit welchen Empfindungen ich dieser Ihrer Schilderung des grausamen Schicksals meiner armen Mutter gelauscht habe, das vermöchte ich weder auszudrücken, noch bedarf es einer solchen Schilderung. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß, wie tief auch die Beschämung ist, einem solchen Manne, wie mein Vater war, das Leben zu danken, doch die Freude über das Wiederfinden meiner Mutter und mein Dank für Gottes gnädige Führung alles Andere überwiegt.

Gestatten Sie mir nun, auch Ihnen meine herzliche Anerkennung und Dankbarkeit für den treuen, meiner theuren Mutter geleisteten Beistand, den ich Ihnen, dessen seien Sie gewiß, niemals vergessen werde, auszusprechen. Und nun, Mr. Morris, nun führen Sie mich zu meiner Mutter, nicht wahr?"

„Ja, sicher — gewiß, Sir Ralph, doch wir müssen behutsam, sehr behutsam sein. — Es ist schon spät geworden, wäre es nicht besser, wir warteten bis morgen? — Wenn ich nun heute Lady Ellinor nur mittheilte, daß ich alle Hoffnung hätte, in Ihnen wirklich den gesuchten Sohn zu finden, und —"

„Wie, Sie könnten das Herz haben, sie noch eine Nacht einsam um mich seufzen zu lassen? Sie möchten die Verschmachtende noch im Angesichte des lebendigen Brunnens meiner kindlichen Liebe zurückhalten, den vollen Becher derselben an die vertrockneten Lippen zu setzen? — Nein Mr. Morris, nein, das darf nicht sein! Sie sind zu ängstlich. Ich muß sie sehen, muß sie in meine Arme schließen, und wenn Sie mir die Thür verschließen, klettere ich an dem Hause empor oder begehe sonst irgend welche Tollheit. Kommen Sie, sträuben Sie sich nicht mehr, Freude

tödtet nicht. — Sagen Sie ihr, was Sie sagen wollten, das wird genügen sie vorzubereiten, und dann — dann komme ich. Aller Schmerz hat ein Ende und Glück, unaussprechliches Glück überschüttet uns mit seiner reichsten Fülle!" schloß er jubelnd, und den diesem Ungestüm gegenüber zum Widerspruch unfähigen Haushofmeister am Arme fassend, zog er ihn fort.

Kurze Zeit darauf standen Beide in dem Zimmer, welches vor dem Boudoir der Lady Twickenham gelegen war. Morris athmete tief auf, denn seine nationale Ruhe und Steifheit war, verdrängt von der tiefen Bewegung seines in treuer Verehrung und Liebe an der gütigsten Herrin hängenden Herzens, gewaltig außer Contenance gekommen.

Erst als er sich genugsam gefaßt zu haben glaubte, trat er langsam in das Boudoir, ohne die Thüre fest hinter sich zu schließen.

Durch die Spalte schaute Sir Ralph, denn so müssen auch wir ihn nun nennen, hinein. Die zurückgeschlagene Portière von violettem Sammt gewährte ihm den vollen Einblick in das Zimmer. Die Lady hatte, noch immer schwarz gekleidet, sie trug Trauer um ihren vor fünf Monaten, der bereits länger vorausgegangenen

Miß Sarah im Tode gefolgten Vaters, am Fenster gesessen. Beim Eintritt ihres Vertrauten war sie mit jugendlicher Behendigkeit aufgesprungen und trat ihm entgegen bis in die Mitte des Zimmers, wo sie im vollen Lichtkreis der von der Decke niederhängenden Lampe stehen blieb.

Ihre schönen Augen waren weit geöffnet und in verzehrender Erwartung und Spannung auf ihn gerichtet, ihr ganzes Aeußere war in zitternder Bewegung. „Nun, Morris?“ fragte sie mit vibrirender Stimme und gepreßtem Tone.

Er blickte sie voll an und begann: „Mylady —“

Sie schrie laut auf: „Er ist es! Er ist es!“ In seinen bewegten Zügen, in dem Ausdrucke der freudeglänzenden Augen hatte sie es gelesen, seine zitternde Stimme schon sagte ihr Alles.

„Wo ist mein Kind? Ralph! Ralph! mein geliebtes Kind, mein Sohn, wo bist Du?!“ rief sie mit unbeschreiblich süßem Tone, in dem ihr ganzes liebendes Mutterherz zitterte, und breitete die Arme aus — ihm entgegen, der sich mit dem Rufe: „Hier bin ich Mutter! Meine liebe, liebe süße Mutter!“ jauchzend und weinend zu ihren Füßen stürzte.

Einen einzigen Laut unnennbaren Entzückens

ausstoßend, beugte sie sich nieder, und den endlich ihr Wiedergegebenen mit ihren Armen umschlingend, sank sie neben ihm in die Kniee, und ihre von Thränen der seligsten Freude überströmenden Augen emporhebend, rief sie: „Gott! mein Gott! Sei gepriesen, daß Du mein Gebet erhört! Ich danke Dir! ich danke Dir!“ —

Morris stand neben dem Tische, auf welchen er seine zitternde Hand stützte, und für manche sorgenschwere Stunde, für manche in vergeblichem Grübeln über den möglichen Aufenthalt des Verschwundenen schlaflos verbrachte Nacht, für manche alle seine Kräfte anspannende Courierreise erhielt er dadurch, daß es gerade ihm gestattet gewesen, den Sohn in die Arme der Mutter zu führen und ihrem ergreifenden Wiedersehen beizuwohnen, die seinem treuen Herzen theuerste Belohnung. Die Thränen rollten über sein gutes Gesicht nieder und verdarben unbeachtet die tadellosen glänzenden Falten seiner blendenden Wäsche und zeichneten mit schweren Tropfen das Brusttheil seines wie Atlas glänzenden schwarzen Rockes.

Drüben aber, in jener nach den inneren Zimmern führenden Thür, stand verborgen hinter der ein wenig gelüfteten, geschlossenen Portière

die stattliche Gestalt eines Herrn, dessen Augen mit innigster Theilnahme, aber auch zugleich mit dem Ausdruck einer ängstlichen Sorge auf der rührenden Gruppe ruhten. Der Ausdruck der Sorge verschärfte sich zu dem einer peinlichen Forschung, als Ralph aufstehend die Mutter in seinen Armen emporhob und sie umschlungen haltend mit ihr dem Divan zuschritt, wo er sie niedersitzen ließ, auf einem Taburet zu ihren Füßen Platz nehmend, durch den günstigen Stand des Meubels dem unsichtbaren Beobachter sein mit dem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit und innigster Liebe hinauf zur Mutter gerichtetes Antlitz zukehrend. Die Forschung befriedigte augenscheinlich den Herrn, er nickte ein paar Mal mit dem Kopfe und trat, ein Lächeln des Wohlwollens auf den Lippen, discret zurück, um die weiteren Zärtlichkeitsergüsse der Mutter und ihres Sohnes nicht zu stören.

Da fiel der Blick der Lady auf die Portière, die seine Hand soeben fallen gelassen, und bemerkte die leise Bewegung der Falten. — „Bist Du hier, Reginald?“ fragte sie sogleich.

„Ja, liebe Ellinor,“ — erwiederte er, ohne hervorzutreten. — „Aber ich will Dich jetzt nicht stören.“

„Stören? Du störst mich nie, Lieber! Komm doch zu mir und theile mein Glück. Sieh meinen Sohn, ich habe ihn wieder! Sieh doch, wie gut, wie schön er ist! — Komm, Ralph, begrüße meinen theuren Gatten und danke ihm für das Glück, welches er Deiner armen Mutter gab, für das Maß des Friedens, den er zurückbrachte in mein zuckendes, ruheloses Herz. Ohne seine Liebe würde ich wohl diese glückliche Stunde nie erlebt, Dich nie in meine Arme geschlossen haben, sondern der aufreibenden Angst um Dich erlegen sein.“ —

Lord Twickenham war langsam eingetreten, und dem ihm von der Gattin entgegengeführten Ralph, der sich stumm, aber tief bewegt vor ihm verneigte, die Hand entgegenstreckend, sagte er mit wohltönender, freundlicher Stimme: „Seien Sie auch mir willkommen, mein lieber Ralph; wenn Sie so sind, wie Ihre Augen, diese allerdings öfter, als man meint, trügenden Spiegel der Seele, Sie verkünden, dann werden Sie an mir stets einen gütigen Freund, einen —“ er wechselte einen innigen Blick mit der Gattin, die mit hoher Freude den günstigen Eindruck bemerkte, welchen ihr Sohn auf den Gatten machte — „ja, einen Vater finden.“ So schloß er, noch ein-

mal die in der seinen ruhende Hand herzlich schüttelnd.

„O Dank! Dank! mein geliebter Reginald! Diese gütige Verheißung krönt Deine unendliche Liebe für mich —“ und die Lady warf sich dankbar an seine männliche Brust, in der ein Herz schlug, das vom reinsten Wohlwollen und thätigster Menschenliebe erfüllt war.

Ralph küßte die gütige Hand und sprach in Worten, die den Weg zum Herzen des Lords nicht verfehlten, seinen Dank und die Bitte aus, ihn in jeder Beziehung, und also auch mit dem traulichen Du — man hatte bisher deutsch gesprochen — als Sohn betrachten zu wollen, und fügte die Versicherung bei, daß er sich dessen nie unwürdig zu zeigen hoffe.

Der Lord nickte gewährend und fuhr, einen leichteren Ton anschlagend, fort: „Nun, meine Lieben, wollen wir vorläufig alle Gefühlserregungen bei Seite lassen und gegenseitige Aufklärungen und Erzählungen aus der Vergangenheit aufschieben. Ihr seid Beide angegriffen und bedürft vor Allem Ruhe von diesen Emotionen. Morris winkt mir, das aufgeschobene Diner ist also servirt, gehen wir zu Tische. Sie haben wohl die Güte, lieber Morris, und sorgen dafür,

daß Ralph's Sachen hierher gebracht werden, denn Du nimmst selbstverständlich von diesem Augenblicke den Platz ein, der Dir als Sohn des Hauses gebührt," setzte er, sich wieder zu Ralph wendend, hinzu. — „Deine offizielle Stellung als solcher und Dein wünschenswerther Austritt aus der sächsischen Armee bleibe der Zukunft vorbehalten. — Sieh, da ist ja auch Harriet. Nun — komm nur näher, Kind, und erlaube, daß ich Dir hier in Oberlieutenant Ralph Deinen Cousin vorstelle. Er ist der Sohn Deiner lieben Tante aus einer früheren geheimen Ehe, über die auch Du vorläufig noch schweigen wirst. — Mein lieber Ralph, das ist Deine Cousine Harriet, meiner ältesten Schwester und des Baronet James Tinkles, ihres Gatten, Tochter. Macht Bekanntschaft mit einander, Kinder, und vertragt Euch gut." —

In dieser leichten Weise wußte der Lord die hochgehenden Gefühlswogen wohlthuend zu dämpfen und in die Bahn einer ruhigen Unterhaltung einzulenken, an der sich Mutter und Sohn zwar nur wenig betheiligten, wie sie auch die Speisen kaum berührten, die ihnen aber doch behilflich wurde, mit ihrem bewegten Herzen

schneller zu einiger Ruhe zu gelangen, die ihnen Beiden gleich nothwendig war.

Die hohe Aristokratie Englands gerieth in eine nicht geringe Aufregung, als sich das immer bestimmter auftretende Gerücht in ihren Kreisen verbreitete, Lady Twickenham sei schon vor ihrer Ehe mit dem Lord, ihrem jetzigen Gemahl, einmal verheirathet gewesen und der dieser Ehe entsprossene, im Auslande erzogene Sohn sei von Lord Twickenham als eigenes Kind adoptirt worden. Der Name des früheren Gatten, über dessen Vorhandensein man vielleicht bei jeder andern Dame, als der stets tadellos rein lebenden Lady Ellinor, sich Zweifel erlaubt haben würde, war seltsamerweise durchaus nicht zu erfahren, und man erwartete nun mit nicht geringer Neugierde die Rückkehr der Familie nach England. Doch diese Neugier ward auf eine allzu starke Folter gespannt, um auszuhalten bis zu ihrer Befriedigung. Erst nach zwei Jahren kehrte die Familie nach England zurück, mit ihnen der einige Monate vorher geborene natürliche Erbe Lord Twickenham's,

dessen Geburt das Glück seiner Eltern vollkommen machte.

Die hohe Gesellschaft hatte nun vollkommen Muße über die neu erblühte Schönheit der Lady, welche das Wiederfinden des älteren und die Geburt des jüngsten Sohnes verjüngt zu haben schien, zu erstaunen, sowie die unbegreiflich uneigennützige Liebe des adoptirten Sohnes zu dem Erben, der ihn doch durch sein Erscheinen aus seiner so überaus günstigen Position verdrängt hatte, zu bewundern.

Der inzwischen zum Hauptmann avancirte Leopold Stainer begleitete die Familie nach ihrer Heimath, und schwor täglich — beim Joiko — daß Miß Harriet Tinkles der Inbegriff weiblicher Schönheit und Vollkommenheit, ja daß sie ein leibhaftiger Engel sei.

Wie billig, war die blonde Miß von solcher Verehrung des tapfern Ritters sehr gerührt und reichte endlich ihrem Anbeter die schöne Hand zum ewigen Bunde. Ob er nach den Flitterwochen noch immer die frühere hohe Meinung von seiner Frau festhielt, blieb uns unbekannt, nur so viel ist uns bewußt, daß er noch heute beim Joiko — versichert, es sei der glücklichste Zufall, der je einem Sterblichen arrivirte, der

ihn und seinen Freund damals in das Concert der Strauß'schen Kapelle in den Volksgarten geführt.

Sir Ralph Twickenham pflichtet dem bei, nur meint er mit seiner ihm von der frommen Pflegemutter eingeimpften Religiosität, es sei nicht Zufall, sondern Gottes Wille und Gottes Hand gewesen, die ihn und den Freund dorthin geführt. — Noch ist Sir Ralph unvermählt, noch nimmt die angebetete Mutter sein ganzes Herz ein, noch vermochte kein Mädchen ihm würdig genug zu erscheinen, neben seiner Mutter in diesem Herzen zu wohnen.

Vielleicht gelingt dies einer schönen Sachsin, wenn er wieder, wie er in jedem Jahre thut, auf einige Wochen nach Dresden kommt, um die greise Pflegemutter mit seinem Besuche zu erfreuen. —

Die Frau Calculator Martin bewohnt eine reizende Villa im englischen Viertel, welche ihr von der dankbaren Lady Twickenham gekauft und geschmückt wurde. Von einem ihr ebenfalls angewiesenen reichen Jahresgehalte führt sie nach ihrem eigenen Ausspruche das Leben einer Fürstin, dem nichts zum vollkommenen Glücke fehlt, als daß ihr heimgegangener Gatte es mit ihr theilen könnte. — Die Lady hatte ihr erst

eine Heimath in der Familie angeboten, jedoch die greise Frau hatte nicht vermocht, sich von dem Grabe ihres heimgegangenen Gatten und dem schönen Dresden zu trennen, dem, so behauptete sie, keine Stadt der Welt gleich käme.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Oelbermann, Hugo, Liebe und Brod oder die Novelle des alten Mannes. Familien-Roman aus dem neunzehnten Jahrhundert. Zweite Ausgabe. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr. = 6 M. 75 Pf.

Schlägel, Max v., Gefangen und belagert. Meine Erlebnisse während des Feldzuges 1870 bis 1871. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

Pasqué, Ernst, Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. eleg. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Uechtritz, Friedrich von, Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhunderte nach Christo. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Vacano, Emile Mario, Geheimnißvoll. Eine Criminalgeschichte. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr. = 7 M. 50 Pf.

Van mienen Keenich Willem, Van'n oll'n Nümärker. 8. broch. 2. Aufl. 20 Sgr. = 2 M.

☞ **Schnell hinter einander erschienen zwei Auflagen, was bei der Verehrung König und Kaiser Wilhelms nicht Wunder nehmen kann!**

Wickede, Jul. von, Aus alten Tagebüchern. Im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie". 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Winterfeld, A. v., Moderne Odyssee. Komischer Reise-Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr. = 7 M. 50 Pf.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Ati-Kambang, Auf fremder Erde. Roman. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr. = 16 M. 50 Pf.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr. = 7 M. 50 Pf.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Mit 22 Illustrationen und einem Titelbild in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. **Pracht-Ausgabe** auf feinstem Velinpapier. Ein starker Band. broch. 3 Thlr. = 9 M. Eleg. geb. 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr. = 11 M. 25 Pf. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 4 Thlr. = 12 M.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr. = 11 M. 25 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, Die Schatzgräber. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr. = 11 M. 25 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr. = 11 M. 25 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr. = 11 M. 25 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr. = 11 M. 25 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{1}{2}$ Thlr. = 10 M. 50 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr. = 11 M. 25 Pf.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 4 Bde. 8. broch. à Band $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Sgr. = 2 M. 40 Pf.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** erschienen ferner:

Offene Augen.

Eine Erzählung.

Von

Ludwig Habicht.

8. broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

(Unterhaltungs-Bibliothek XVIII. Band.)

Ideal und Welt.

Eine Erzählung.

Von

Ludwig Habicht.

8. broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

(Unterhaltungs-Bibliothek XIX. Band.)

In Paris.

Eine Erzählung.

Von

Ludwig Habicht.

8. broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

(Unterhaltungs-Bibliothek XX. Band.)

Die Tochter des Seelenverkäufers.

Eine Erzählung.

von

Felix Lilla.

8. broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

(Unterhaltungs-Bibliothek XXI. Band.)

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.